

Jahresbericht

des

Realgymnasiums am Zwinger zu Breslau

über

das Schuljahr von Ostern 1891 bis Ostern 1892,

erstattet

von

Dr. Franz Meffert,
Direktor.



Hierzu eine Abhandlung „Gedanken über Goethes Faust.“ Vom Oberlehrer Karl Schmidt.

Breslau 1892.

Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich.)

1892. Progr.-Nr. 2 10. *ca*

96r
36



Gedanken über Goethes Faust.

Einleitung.

Die zahlreichen, immer wieder erneuerten Versuche der Literaturhistoriker im allgemeinen sowie derjenigen, welche sich besonders als Goethe-Kenner bezeichnen dürfen, haben noch immer nicht zu einer vollständigen, allen Gebildeten annehmbar erscheinenden Erklärung des Goetheschen Faust, zumal des zweiten Theiles, geführt, und es möchte fast scheinen, als ob dieses Vermächtnis des Dichters fürsten wie seinen Zeitgenossen so auch der Nachwelt für immer ein Räthsel bleiben sollte. Haben doch namhafte Forscher, welche fast die Arbeit ihres ganzen Lebens dem Studium dieses Werkes gewidmet haben, offen ausgesprochen, daß ihnen daselbe, je länger sie darüber nachgedacht und nach allen Seiten hin geforscht hätten, desto geheimnisvoller und unerklärbarer erschienen sei, während andere zwar die geistvollsten Deutungen vorgebracht, aber doch nur geringen Beifall damit gefunden und nur zu immer wieder neuen Erklärungen angeregt haben; ja wir hören auch die Stimmen solcher, welche bei der entschiedensten Hochachtung vor Goethes Dichtergröße und bei dem aufrichtigsten Bekenntnis ihrer eigenen Bescheidenheit nicht umhin können, das Meiste in diesem Werke für ein Spiel alternder Phantasie und daher als unerklärbar und als einen Gegenstand hinzustellen, mit dessen Erörterung man sich nur mit Unrecht und ohne jede Aussicht auf Erfolg noch beschäftigen sollte. Demnach dürfte es in der That gewagt erscheinen, von neuem eine Erklärung des zweiten Theiles des Faust zu versuchen, da man doch kaum die kühne Erwartung hegen darf, etwas völlig Neues darzubieten und, selbst wenn dies gelingen sollte, eine vielseitige, geschweige denn eine allseitige Zustimmung zu finden. Aber wenn auch dieses geringe Maß berechtigter Hoffnung von dem erneuerten Versuch einer Erklärung abschrecken möchte, so wird doch jeder, welcher einmal mit Liebe und Eifer sich längere Zeit diesem Gegenstande gewidmet hat, sich schwer von demselben und von dem Wagnis lossagen können, die bei immer wieder aufgenommener Lektüre aufgestiegenen Gedanken und Vermutungen als ein Mittel zum endlich doch erhofften Verständnis des ganzen Werkes anzusprechen. Denn auch bei der entschiedensten und aufrichtigsten Hochachtung vor Goethes überlegenem Geiste, den man ja wiederholt geradezu als eine direkte Offenbarung der Gottheit bezeichnet hat, dürfte es doch wohl ein Zeichen allzu großer Verzagttheit und gar zu geringen Selbstvertrauens sein, wenn man einfach zugeben wollte, der Dichtersfürst Goethe stehe mit allen seinen dichterischen Erzeugnissen so hoch über jedes andern Menschen Fassungskraft, daß diese seine Geistesprodukte selbst dem angestrengtesten Denken und Forschen der übrigen Sterblichen für immer in ihrer Erkenntnis verschlossen, der Versuch ihrer Erklärung also ein immer vergeblicher, wenn nicht gar unerlaubter sei, eine Ansicht, die in der That schon hier und da geäußert worden ist. Wird doch vielmehr gerade das ungemein Schwierige der Erklärung immer von neuem gerade deshalb neben den vielen, die es, wie oben gesagt, abschreckt, andere zu fortgesetztem, gründlichem Forschen anregen. Dazu kommt die Erwägung, ob nicht vielleicht viele Erklärer von einem unrichtigen Standpunkt ausgegangen und daher trotz alles Aufwandes von unleugbarem Scharfsinn und umfassendem Wissen schließlich von dem richtigen Wege gewichen sind, auf den uns der Dichter selbst hingewiesen hat. Es wird daher vor allem darauf ankommen, den Standpunkt festzustellen, von dem aus, und zwar nach des Dichters ausgesprochener Absicht, das ganze Werk aufgenommen und erkannt werden soll, und es scheint, als ob dieser Standpunkt vor den meisten Erklärern, wenn auch anfangs nicht übersehen, doch aber später nicht entschieden festgehalten worden ist.

Der Ausgangspunkt der Erklärung.

In seinen „Gesprächen mit Goethe“ hat Eckermann die Äußerung des Dichters überliefert, daß in den Worten: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen: Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen; und hat an ihm die Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die selige Schar mit herzlichem Willkommen“ der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten sei. Da nun diese, was wohl niemand bezweifeln wird, die Hauptsache des ganzen und, wie wir genau wissen, nach einem bestimmten Gedanken geplanten, wenn auch dann öfter in seiner

Ausarbeitung unterbrochenen Dramas ist, so ist in jenen Worten auch der Standpunkt gegeben, von dem aus man das ganze Stück betrachten und erklären muß. Wenn man nun diese Worte sowohl für sich als auch im Zusammenhange mit dem ganzen Schluß des Dramas liest und in ihrer Bedeutung würdigt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der für die Deutung des Faust einzunehmende Standpunkt ein durchaus religiöser, ja ein speziell christlicher ist, und wir dürfen uns nicht mit der fast allgemein angenommenen Erklärung begnügen, im ersten Teile des Faust sei das Ringen des durch das umfassendste und menschenmögliche Wissen nicht befriedigten Menschengewisses nach dem naturgemäß ersehnten Glück, im zweiten die Erreichung dieses Zieles auf Grund allgemein nützlicher Thätigkeit dargestellt. Dann würde der Schluß, welcher Fausts Rettung durch die von oben her kommende teilnehmende Liebe als durch diese allein begründet hinstellt, überflüssig und nichts sagend und höchstens nur eine phantastische, mit dem Gedanken des Ganzen aber nicht notwendig zusammenhängende Ausschmückung sein, welche vielleicht ebenso wie der Schluß des Egmont nach dem bekannten Worte Schillers als ein salto mortale in die Operwelt zu betrachten wäre. Selbst wenn wir diese von Eckermann überlieferte Äußerung Goethes nicht hätten, müßte schon die eigene aufmerksame Betrachtung dieser Verse uns zu der Überzeugung führen, daß der Dichter den Schlüssel zur Erklärung dieses zweiten Teils seines Werkes auf dem religiösen Gebiet gefunden wissen will; denn im Gegensatz zu den zahlreichen dunklen Stellen dieses Teils der Dichtung sind gerade diese Worte so klar, daß sie kaum noch einen Zweifel zulassen. Mit Unrecht sagt Dünker, dessen Ansichten und Erklärungen wir sonst deshalb nicht gern entgegen treten möchten, weil er entschieden am ernstesten und tiefsten in den Geist der gewaltigen Dichtung eingedrungen zu sein scheint, daß solche gelegentliche Äußerungen Goethes nicht immer im vollsten Ernste genommen werden dürften. Woher sollten wir denn die Beurteilung entnehmen, welche Worte des Dichters als ernst, welche nicht ebenso aufzufassen seien? Gerade diese Äußerung aber dürfen und müssen wir um so mehr als den ernstesten und aufrichtigsten Ausdruck der Meinung des Verfassers entgegennehmen, weil sie, wie späterhin bewiesen werden wird, durchaus zu vielen anderen Äußerungen paßt und entschieden seiner ganzen religiösen Gesinnung entspricht. Also nicht den allgemein menschlich-moralischen Gedanken, mit dem die Faust-Erklärung sich meistens begnügt, um doch irgend etwas als klar erkennbar herauszufinden, daß der durch Wissen, Gelehrsamkeitsruhm und sinnliche Liebe unbefriedigte Menschenstimm durch die allgemein nützliche Arbeit erst seine Befriedigung finde, sondern den speziell christlichen Grundsatz wollte Goethe durchführen, daß des Menschen Entwicklungsziel nicht durch das irdische Leben und Streben begrenzt, sondern erst auf einem transzendenten Gebiet erfüllt werde, daß nicht die Erlangung bloß irdischen Glücksgefühls, sondern der durch das Christentum gelehrten ewigen Seligkeit die höchste Aufgabe und Sehnsucht des Menschen sein müsse und daß der Mensch trotz des angestrengtesten Ringens und Strebens diese in dem Fortleben nach dem Tode zu hoffende Seligkeit nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch die ihm helfende und freiwillig entgegenkommende Liebe Gottes erreichen könne. Daß aber dieser Gedanke der errettenden göttlichen Liebe bei Goethe nicht bloß ein vorübergehender, nur einmal etwa aufgetauchter und hier nur zum Zweck eines künstlerisch in sich abgeschlossenen Werkes angewendet gewesen, sondern vielmehr ihm zum festen Glauben geworden ist, sehen wir aus vielen Stellen seiner Schriften. „Die göttliche Liebe“, so sagt er bei einer anderen Gelegenheit zu Eckermann, „ist überall wirksam“. In dem Gedicht „Der Gott und die Bajadere“ heißt es:

„Es freut sich die Gottheit der reinigen Sünder;
 „Unsterbliche heben verlorene Kinder
 „Mit freudigen Armen zum Himmel empor.“

An einer anderen Stelle (Briefe des Pastors zu . . . an den neuen Pastor zu . . .) sagt Goethe: „Rein Mensch kann Gott so dienen, wie sich's gebührt; die ewige Liebe ist der große Mittelpunkt unseres Glaubens“ und im westöstlichen Divan lesen wir:

„Wer im Stillen um sich schaut, lernet, wie die Lieb' erbaut.
 „Bist du Tag und Nacht beflissen, viel zu hören, viel zu wissen,
 „Horch' an einer anderen Thüre, wie zu wissen sich gebühre.
 „Soll das Rechte zu dir ein, fürcht' in Gott, was Recht's zu sein.
 „Wer von reiner Lieb' entbraunt, wird vom lieben Gott erkannt.“

Schließlich heißt es in „Wahrheit und Dichtung“: „In der menschlichen Natur liegt noch ein gewisser Keim, der, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen kann.“

Daß also Goethe diesen echt christlichen Glauben an die Notwendigkeit einer dem menschlichen Ringen entgegenkommenden Liebe zur Aufnahme in die ewige Seligkeit gehabt hat, glauben wir durch die vorstehenden Worte des Dichters bewiesen zu haben; daß er aber diese religiöse Idee auch zum leitenden Gedanken seines großen Dramas gemacht hat, unsere weiter unten folgende Erklärung also mit Recht von diesem Standpunkt ausgeht, schließen wir erstens aus den in den Gesprächen mit Eckermann angegebenen Worten und aus seinem Bekenntnis in „Wahrheit und Dichtung“: „Meine religiöse Überzeugung liegt meinem sittlichen und literarischen Lebensbau zu Grunde“, und zweitens daraus, daß der Faust als Ganzes, allerdings ohne die ganz selbständig gedichtete und erst später in das Drama eingeflochtene

„Selena“, von vornherein, wie wir aus mehrfachen Äußerungen und besonders aus einem Briefe an Zelter wissen, in seiner ganzen Idee und nach einem bestimmten Plane entworfen ist; drittens sagt Goethe selbst, (ebenfalls in seinen Gesprächen mit Eckermann), daß er den vor fünfzig Jahren entworfenen Plan (also mit dem Schlusse) nun im höchsten Alter vollende, „nachdem er über so viele Dinge klar geworden sei.“ Vor allem aber — und dies dürfte bei der vorliegenden Frage ganz besonders in Betracht kommen — möchten wir es bei Goethe für eine psychologische Notwendigkeit halten, daß er eine Gesinnung und Glaubensrichtung, die sein ganzes Leben lang ihn im tiefsten Herzen bewegte, an der er allen Zweifeln und Einwürfen gegenüber und trotz aller vorübergehenden Entfremdungen immer standhaft festzuhalten, ja in der er nach seinem eigenen Bekenntnis das Glück und die Ruhe seines Lebens gefunden hat, seinem innersten Drange folgend auch poetisch zu bearbeiten suchte, daß er also, nachdem er in seinen andren Dramen die verschiedensten Gebiete menschlichen Handelns und Fühlens behandelt hatte, seinem letzten und größten Drama einen durchaus religiösen Gedanken zu Grunde legte und daß er in diesen geistigen Lebensabschluß die ganze Reife und Fülle seiner religiösen Anschauungen und Hoffnungen versenkte; man vergleiche hierzu sein Wort, daß nach der Vollendung des Faust sein Leben nun weiter keinen Wert mehr habe. Diese hier aufgestellte psychologische Notwendigkeit ließ den Dichter auch die von ihm selbst bezugte Abneigung gegen die Verwertung eines religiösen Stoffes für die Kunst, speziell für die Bühne, überwinden, und man wird jene gewiß zugeben, sobald nachgewiesen ist, daß in der That die Religion in Goethe eine sein ganzes Wesen erfüllende und ihn im Tiefsten bewegende Macht war, und dieser Nachweis soll im folgenden gebracht werden.

In „Wahrheit und Dichtung“ lesen wir, wie des Knaben Gemüt von der aufrichtigsten Ehrfurcht vor Gott erfüllt war, und nicht im Widerspruch dazu steht es, sondern grade dadurch, daß seine kindliche Frömmigkeit bei der Nachricht von dem Lissaboner Erdbeben und seinen schrecklichen Verheerungen durch den augenblicklich entstandenen Zweifel an Gottes Gerechtigkeit so gewaltig erschüttert wurde, wird der Ernst und die Tiefe dieses Gottvertrauens erst recht kenntlich. Die Erinnerung an diese kindliche Stimmung mochte es wohl sein, die ihn in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ sagen ließ, das Erste, was man Kindern lehren solle, sei die Ehrfurcht vor Gott. Aus seiner Kindheit stammt ferner jene durch das ganze Leben hindurch bewahrte heilige Achtung vor der Bibel, eine Achtung, die den Jüngling, wie wir in „Wahrheit und Dichtung“ lesen, mit ernsthaftem Zorn wegen der Spöttereien über dieselben erfüllt und auch den Mann und Greis zu den schönsten Aussprüchen über dieses Buch veranlaßt hat. Sie ist ihm „so voller Gehalt, daß sie mehr als jedes andre Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet“; und zwar deshalb hat er sie so lieb und hält sie so wert, „da er fest ihr allein seine sittliche Bildung schuldig ist“, und wenn er auch, wie dies bei seiner selbständigen Geistesentwicklung und seinem kritischen Nachdenken natürlich war, den unleugbaren Widersprüchen der einzelnen biblischen Bücher unter einander sich nicht verschließt, so hat doch diese kritische Behandlungsweise ihn niemals zu einem abfälligen Urteil über das Ganze verleitet. „Die Evangelien“, so sagt er z. B., „mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht“, eine Äußerung, die bei der Würdigung von Goethes religiösem Standpunkt gewiß nicht leicht genommen werden darf, und mit wie tiefer, wahrhaft frommer Empfänglichkeit er einzelne Erzählungen der Bibel aufnahm, zeigt uns seine Aussage über die schöne, tief sinnige Geschichte von Petrus' Wandeln über das Meer, die er wegen des in derselben ausgesprochenen festen Gottvertrauens für die schönste der ganzen Bibel erklärt hat, ebenso wie seine vom tiefsten Verständnis für die Person und das Wirken Christi zeugende Ansicht über die richtige Beurteilung des Verrats Jesu durch Judas Ischarioth, dessen That hierdurch in ein der bestehenden Überlieferung durchaus widersprechendes, aber um so wahrheitsgetreueres Licht gestellt wird. Diese fromme, jeder Heuchelei fremde Gesinnung, welche der Knabe vielleicht weniger durch elterlichen Einfluß, den wir in dieser Beziehung nicht nachzuweisen vermögen, als durch eigenes Nachdenken gewonnen, hat auch der Jüngling treu bewahrt, und wenn wir auch hören, daß er sich selbst den Propheten rechts und links gegenüber als das Weltkind in der Mitte bezeichnet, wenn auch ferner Kestner über Goethe, als er in Weimar war, berichtet, daß er nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahle gehe und selten bete, „da er nicht genug Lügner dazu sei“, so sind diese scheinbaren Zeichen einer antireligiösen Gesinnung erstens aus der diesem Lebensalter eigentümlichen Zweifelsucht und Übergangsentwicklung zu erklären, außerdem aber werden sie durch desselben Kestner weiteren Bericht beleuchtet, daß er vor der christlichen Religion die größte Hochachtung hege und stets den Glauben an ein künftiges Leben und an einen besseren Zustand nach dem Tode bewahrt habe. Einander widersprechende Berichte und Äußerungen aus dieser bei jedem nachdenkenden Menschen zu beobachtenden Zweifels- und Übergangsperiode dürfen nicht zu ernst genommen werden und uns in dem Glauben an Goethes Religiosität nicht irre machen. Denn wenn es z. B., um nur eins anzuführen, heißt, daß er aus Furcht vor dem evangelischerseits so dringend betonten „Unwürdigentseßen des Abendmahls“ sich von diesem und von dem strengen Dogmatismus überhaupt losgesagt habe, so erzählen andererseits Genossen seiner Leipziger Studentenzeit von seinem „Dogmatischen Enthusiasmus“, und er selbst sagt in „Wahrheit und Dichtung“, die Sakramente seien das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen Gunst und göttlichen Gnade, und er bedauert, daß die evangelische Kirche zu wenig Sakramente habe; ja auch die Dreieinigkeit nennt er ein „allgemein zugestandenes Geheimnis“. — Daß viele, in Goethes Werken gelegentlich vorkommende Spöttereien, wie z. B. so manche beißende Bemerkungen über die Pfaffen und ihre hierarchischen und habgierigen Bestrebungen, nicht auf seine, sondern auf

die Rechnung der sie aussprechenden Personen zu setzen sind, ersehen wir aus Äußerungen, welche jenen direkt entgegen stehen, so z. B.: „Scheltet nur nicht die Pfaffen, sie kennen des Menschen Bedürfnis“ (Epigr. 11), ebenso wie die in „W. Meisters Lehrjahre“ auftretenden Geistlichen immer nur als höchst würdige Personen dargestellt sind. Ja die Kirchen selbst flößen ihm Ehrfurcht ein, so sagt er: „Das Innere dieser würdigen Gebäude (der Kirchen) wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.“ Daß aber des Jünglings sich entwickelndes Gemüt und Gefühlsleben nach vielen Zweifeln und Bedenken sich zu einer entschiedenen, wahrhaft christlichen Religiosität durchgerungen und daß Goethe diese auch als Mann und als Greis immer unererschütterlich bewahrt hat, läßt sich unwiderleglich aus vielen seinen Äußerungen nachweisen.

Wenn des Durchschnittsmenschen Vernunft mit einem gewissen Rechte gegen den dem Erkenntnisvermögen widerstrebenden Glauben an alles das sich aufbäumt, was man als supranaturalistisch bezeichnet, so wäre der Widerspruch eines so gewaltigen Geistes, wie derjenige Goethes es war, gegen alles die Fassungskraft der menschlichen Vernunft Übersteigende gewiß nicht zu verwundern, und es dürfte eine Übereinstimmung Goethes mit den Anschauungen des theologischen Rationalismus, wie er zu des Dichters Mannesjahren blühte und besonders durch Paulus in Heidelberg vertreten und durch Lessing, Voltaire u. a. fast Allgemeingut der Gebildeten geworden war, niemandem befremdlich erscheinen. Aber grade darin zeigt sich Goethes besondere Geistesgröße, daß er, gleich wie die tiefsten Denker aller Zeiten, die grade wegen des großen Umfangs ihres Erkenntnisgebietes doch auch die Beschränktheit desselben erkannt hatten und zugaben, daß, was außerhalb des Bereichs menschlichen Begreifens lag, nicht als wider-, sondern als übernatürlich bezeichnete und die Unzulänglichkeit der Vernunft ohne Scheu zugestand. Nicht in dem Atheismus sah er die richtige Konsequenz menschlicher Vernunftthätigkeit, sondern, vielleicht mit bewußter Anlehnung an das Psalmwort: „Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: „es ist kein Gott“ oder in Erinnerung an das lateinische: *sine deo sapere est desipere*, bekannte er offen und wiederholt, daß die völlige, ja auch die nur annähernde Erkenntnis des Wesens Gottes dem Menschen unbedingt verschlossen sei. Grade hierin sehen wir das Zutreffende des bekannten Wortes: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, und wer dürfte sich unterfangen, diese Beschränkung als Beschränktheit zu bezeichnen? Eine auf sicherlich gewissenhaftem Nachdenken und reicher Lebenserfahrung beruhende Überlegenheit und wohlbewußte Sicherheit veranlaßte den greisen Dichter Eckermann gegenüber zu dem Ausdruck: „Liebes Kind, was wissen wir denn eigentlich von dem unerforschlichen Wesen?“ An einer anderen Stelle sagt er: „Vernunft der Menschen und Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge, an göttlichen Geheimnissen ist nicht gut zu rühren“, und daß solche und ähnliche Äußerungen öfters gefallen sind, sagt uns Eckermann selbst mit den Worten: „Goethes mündliche und schriftliche Äußerungen sagen, das höchste Wesen sei ein Unerforschliches, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Annäherungen habe.“

Die Quelle dieses Goetheschen Gottesglaubens war aber keineswegs bloß die in kindlicher Befangenheit eingefogene Ehrfurcht vor der ihm so teuer gewordenen und stets teuer gebliebenen Bibel, sondern vor allem seine Beobachtung der Natur. Alle die vielen in den Literaturgeschichten stereotyp gewordenen Wendungen von Goethe als dem Realisten und Naturphilosophen betonen gar nicht oder viel zu wenig den Umstand, daß unser Dichter aus seiner tiefen Auffassung der Natur und ihrer Geheimnisse und Gesetze und aus seiner Begeisterung für diese grade erst recht in seinem Glauben an die Gottheit bestärkt worden ist. Sagt er doch selbst, Gott habe ihm Neigung und Talent für die Physik gegeben, damit er hieraus erst recht sein Wesen und Walten erkennen könne. Nicht einem toten Materialismus wie viele andere, sondern dem lebendigen Glauben an eine schaffende und erhaltende Gottheit hat ihn das Studium der Natur zugeführt; grade aus dieser, so sagt er in „Wahrheit und Dichtung“ sei die schönste Gottesverehrung zu schöpfen, aus ihrer Betrachtung dränge sich der Glaube an Gott jedem auf; ja vielleicht grade im Gegensatz zu dem in jener Zeit so bereicherten Werke „*systeme de la nature*“ und zu solchen Männern, die aus dem Studium der Naturwissenschaft sich zur Leugnung des Daseins der Gottheit berechtigt wähnten, nennt er grade seinen Gott den, der so vieles Große erschaffen hat. „Nicht durch Bücher- und Geschichten, so heißt es in „Wilhelm Meister“, spricht Gott zu uns, die Welt und das Herz müssen Gott erkennen lehren!“ Ja, fast wie ein Triumphlied allen denen gegenüber, welche als Signatur der unter Forschungen und Erfahrungen weiter schreitenden Geistesbildung den offen eingestandenen Atheismus verherrlichen, will uns sein Bekenntnis erscheinen: „Ich habe geglaubt, nun glaub' ich erst recht, ich bleibe beim gläubigen Orden.“

Aber es giebt eine Weltanschauung, den in England zuerst aufgetretenen sogenannten Deismus, der zwar die Schöpfung der Welt durch Gott zugiebt, aber von da ab jedes weitere Eingreifen Gottes in den Lauf und die Entwicklung des Weltalls und in die Schicksale der Menschen leugnet. Von dieser übrigens durchaus inkonsequenten und als nicht stichhaltig längst erwiesenen Anschauung ist bei Goethe keine Rede; der Gott, der einst die Welt erschaffen hat, ist für ihn auch der ununterbrochen wirkende Lenker derselben und der weise und des menschlichen Vertrauens würdige Leiter aller menschlichen Geschicke. Es würde hier zu weit führen, die diesen Glauben beweisenden Stellen aus seinen Schriften sämtlich zu verzeichnen; sie sind sehr zahlreich, und ihr steter Refrain ist: „Gott fügt alles zum Besten der Menschen“ und „wir wollen uns dem beugen, was er in seiner Weisheit für gut findet.“ (Goethes Worte bei der Nachricht vom Tode des Großherzogs Carl August.) Aus diesem festen Glauben, daß Gott die Schicksale der Menschen zu ihrem

wahren Besten lenkte, entsprang nun sein unleugbares, unerschütterliches Gottvertrauen, in dem er mit vollem Rechte den Kern und den eigentlichen Wert der wahren Religiosität erblickte. Außer der schon oben erwähnten Äußerung, daß die dieses unbedingte Gottvertrauen verherrlichende biblische Geschichte vom Wandeln des Petrus über das Meer die schönste der Bibel sei, könnte man sehr viele andere aus Goethes Schriften anführen. In „Wahrheit und Dichtung“, um nur kurz noch einiges zu erwähnen, sagt er mehrmals, die Zukunft sollte man getrost Gott überlassen, und alles im Leben komme auf die Unerschütterlichkeit dieses Gottvertrauens an, und dieser Anschauung entspricht das Epigramm:

— Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebet.

In „Wilhelm Meister“ sagt er ferner: „von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir getrost Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen.“ —

Wenn der alte Arndt singt: „Der ist ein Mann, der beten kann“, so meint der als solcher anerkannte, ehrenhafte Vertreter deutscher Mannhaftigkeit, daß es nicht kindische oder weibliche Schwäche, sondern vielmehr männliche Kraft zeige, sich trotz des berechtigten Bewußtseins männlicher Stärke einem Höchsten unterzuordnen und von ihm in aller Demut das zu erbitten, was man durch eigene Kraft nicht erringen könne. Und die Notwendigkeit und Freudigkeit dieses Betens ist, als eine Folge seines eben nachgewiesenen Gottvertrauens, Goethe nicht fremd. In „Wahrheit und Dichtung“ sagt er: „große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir um von Gott erbitten sollten,“ und wie ernst er dieses Beten auffaßt, zeigt wiederum ein Wort zu Eckermann, daß man auf der Bühne das Beten vermeiden solle. — Alle bisherigen Ausführungen zeigen uns Goethe unbestreitbar als einen entschieden religiösen Menschen; aber wenn man mit Recht die Religiosität für jedes religiöse Bekenntnis in Anspruch nimmt, so ist die Goethes doch als eine speziell christliche zu bezeichnen. An mehreren Stellen in „Wahrheit und Dichtung“ nennt er sich einen entschiedenen Christen und zwar, wie deutlich erhellt, im bewußten Gegensatz zu denjenigen, die ihm dies abstreiten wollten. „Auch die Kritik“, sagte er, „kann uns nie den (christlichen) Grund, an dem wir festhalten, rauben, ja uns nicht einen Augenblick in unserer Zuversicht irre machen“, und seine innige Zuneigung zu Christus könne ihm niemals entrisen werden. Darum sollte, wo heißt es anderwärts, auch niemand auf irgend etwas seinen Spott ergießen, was in dem Namen Christi gelehrt und gethan werde. Und zwar nicht bloß in der Lehre Jesu, sondern vielmehr in seinem Leiden und Sterben sieht er den Kern des ganzen Christentums, wie das Wort in Wilhelm Meisters Wanderjahren zeigt, daß die christliche Religion, oft genug zergliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden müsse, und die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie sie im Katechismus gelehrt wird, bezeichnet er in „Wahrheit und Dichtung“ als eine Notwendigkeit, die durch die Geschichte aller Religionen und Philosophie bewiesen werde. Nur vorübergehend und nur deshalb, weil dieser Punkt grade zu unserer Behauptung gehört, daß die dichterische, speziell die dramatische Behandlung eines religiösen Stoffes durch Goethe für diesen eine psychologische Notwendigkeit war, sei noch erwähnt, daß der Dichter auch an das Dasein von überirdischen Wesen, welche in der christlichen Vorstellung als Engel und Teufel auftreten, geglaubt zu haben, die Einführung derselben im Drama also nicht bloß das Produkt dichterischer Phantasie zu sein scheint. In „Wahrheit und Dichtung“ sagt er selbst, daß er an diese Wesen als an etwas ganz Natürliches glaube (also nicht bloß als Kind einst geglaubt habe), und Eckermann gegenüber äußert er, daß das Dämonische existiere und eine die moralische Weltordnung durchkreuzende Macht bilde.

Vor allem aber dürfte hervorgehoben sein, daß Goethe von einem festen, unerschütterlichen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode durchdrungen war und daß er dieses nicht etwa bloß im Sinne einer Unzerstörbarkeit der Materie oder nach der düsteren Art vorchristlicher Vorstellungen auffaßte, welche mit der Idee einer Fortdauer des Lebens nach dem Tode nur den Begriff des Schrecklichen und Beklagenswerten verbanden, sondern daß er auf das bestimmteste an ein persönliches, und zwar ein besseres Fortbestehen der menschlichen Seele glaubte. Und dieser Glaube war für ihn nicht bloß wie bei so vielen ein auf bloßer Hoffnungseligkeit beruhender, dessen Zweck ist, über die Furcht vor dem Tode hinwegzuhelfen oder dem bekümmerten und mit dem Leben unzufriedenen Gemüte einen für alle Leiden entschuldigenden Zustand vorzuspiegeln; vielmehr war dies eine Überzeugung, die, auf wissenschaftlichem Nachdenken und auf Gründen der Vernunft beruhend, in ihm unerschütterlich fest geworden war und ihn glücklich machte. „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer“, sagt Goethe zu Eckermann, „ich bin glücklich, an Unsterblichkeit zu glauben“, „unser Geist ist ein Wesen unzerstörbarer Natur“, und in einem seiner Gedichte sagt er: „Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.“ An einer anderen unter den vielen Stellen, die sich hierfür anziehen lassen, heißt es: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen“, und mit Bestimmtheit sagt Kestner von Goethe, daß dieser an ein künftiges Leben, an einen besseren Zustand glaube. Diese Überzeugung gründete sich vor allem auf die Thatsache des rastlosen Wirkens bis ans Ende des Lebens und auf die für Goethe daraus sich ergebende Notwendigkeit, daß Gott dem Menschengemüte dieses Wirken dann nicht plötzlich unmöglich machen könne, sondern ihm Gelegenheit zur Fortsetzung desselben geben müsse. In den „Briefen aus der Schweiz“ sagte er: „Viele unentwickelte Anlagen im Menschen weisen auf eine bessere Zukunft hin, da wir sie in diesem Leben nicht entwickeln können.“ Eine nähere Erkenntnis

dieses transzendentalen Zustandes aber ist dem Menschen verschlossen, und diese absolute Begrenztheit des Erkennens hat für ihn ebenso wenig etwas Deprimierendes und des Menschengestes Unwürdiges wie die Gewißheit davon, daß auch über das Wesen Gottes der Mensch nie etwas Bestimmtes wissen, sondern darüber nur Ahnungen und Vermutungen haben könne. „Es giebt“, sagt er zu Eckermann, „auf jeder Stufe bestimmte Tugenden und Fehler bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie sie sein wird“, daß er aber die nach dem Tode Fortlebenden mit Selbstbewußtsein begabt, ohne welches ja dieser Zustand kein besserer sein könnte, geht aus der Schlußbemerkung der „Wahlverwandtschaften“ hervor, wo er Eduard und Ottilie glücklich preist, „wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“

Die Darstellung dieser religiösen Überzeugungen Goethes geschah nur zum Zwecke des Nachweises, daß der Dichter nicht bloß im allgemeinen Sinne ein religiöser Mensch, sondern daß sein ganzes Denken und Fühlen von diesem Geiste durchdrungen war und daß es somit ihn wohl drängen mußte, auch diese Seite seines Geisteslebens dichterisch zum Ausdruck zu bringen. Dieses Drängen aber wurde noch durch das Bewußtsein verstärkt, daß das, was ihm so vom Herzen käme, auch zum Herzen dringen würde, daß also der Erfolg dichterischer Wirksamkeit nur von dem wirklichen und aufrichtigen Gefühl des Dargestellten abhängt. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt“, so läßt er den Faust zu Wagner sprechen; „— doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“ Daß sich nun zu der poetischen Bearbeitung eines religiösen Stoffes die Form des Dramas am besten eignet, liegt wohl auf der Hand, und so glauben wir die Berechtigung nachgewiesen zu haben, für die Beurteilung und Deutung des Faust, besonders des zweiten Teils, den religiösen Standpunkt zu betonen und diesen zum Ausgangspunkt aller übrigen Erörterungen zu machen.

Die Erklärung.

Ganz beträchtlich unterscheidet sich die Stellung, welche Goethe diesem seinem Lebensdrama gegenüber einnahm, und die Bedeutung, die es für ihn ununterbrochen hatte, von des Dichters Beziehung zu seinen übrigen dramatischen Werken. Daß die Abfassung des Clavigo nur einem flüchtigen Impulse und mehr einer Laune als einem wirklichen tiefen Ergriffensein von dem Stoff zu verdanken war, ist ja bekannt; aber auch abgesehen von diesem gleichsam im Fluge gedichteten Werke hatten auch die übrigen Dramen nur so lange Zeit ein fesselndes Interesse für ihn, als er mit ihrem Entwurf und ihrer Ausarbeitung beschäftigt war, während sie nach ihrer Vollendung, wie er selbst zu Eckermann sagt, als „abgemachte Werke“ ihm gleichgiltig waren und er sofort etwas Neues geistig in Angriff nahm. Selbst wenn diese Äußerung nicht ganz wörtlich und streng aufzufassen ist und das Befremdende derselben vielleicht auf der Größe der zeitlichen Entfernung beruht, welche seit der Abfassung jener Dramen bis zur Zeit des angeführten Ausspruchs vergangen war, so zeigt sie doch, daß eben diese sein Leben nicht im entferntesten so berührt und sein innerstes Wesen so in Anspruch genommen haben wie der Faust, den er selbst ein „lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung“ nennt. Fünzig Jahre, so sagt er selbst, hat er diesen Stoff mit sich herumgetragen, jetzt aber erst führt er ihn zur Vollendung, „nachdem er über so viele Sachen klar geworden ist.“

Aus mehrfachen Äußerungen in Goethes Schriften sowie aus einem Briefe an Zelter erfahren wir bestimmt, daß der erste Teil des Faust im Zusammenhange mit dem Ende des zweiten Teils von vornherein entworfen und daß die das Verständnis dieses zweiten Teiles so bedeutend erschwerende und noch immer so viele und so verschiedene Deutungen veranlassende Helena zuerst unabhängig gedichtet und dann erst mit jenem zu einem Ganzen verschmolzen worden ist. Die Wichtigkeit dieser Thatsache liegt auf der Hand; sie berechtigt uns entschieden, bei der Frage nach dem eigentlichen Sinne der Faust-Dichtung zunächst ganz von der Helena abzusehen und erst dann ihren Inhalt der „das Ganze durchziehenden Schnur“ anzureihen. Wenn wir dies thun, so ergiebt sich für uns in aller Einfachheit und Klarheit als der dem Faust zu Grunde liegende Sinn der schon anfangs angegebene Gedanke, daß der Mensch trotz alles Ringens und Strebens aus eigener Kraft nicht vollkommen werden d. h. die Seligkeit nach dem Tode erlangen kann, sondern dazu der göttlichen Liebe bedarf, die ihn erlöst. Die große Schwierigkeit der Faust-Erklärung liegt eben nur in der Erkenntnis und Deutung alles dessen, was Goethe durch die Einfügung der Helena mit dem leitenden Gedanken in Verbindung gebracht hat, und in der Angabe, wie dieses alles auf Faust zu beziehen ist. Daß wir heutzutage bei diesem allerdings sehr schwierigen Versuche wohl oft mehr hineinzulegen geneigt sind, als der Dichter selbst damit gemeint hat, und hierbei wohl auch in die von ihm selbst verspottete Sucht verfallen, vielfach nicht aus, sondern unterzulegen, dürften die zahlreichen, unter einander so weit abweichenden Erklärungsversuche zur Genüge bewiesen haben. Sagt doch Goethe selbst im Hinblick auf die mannigfachen Ideen, die man in seiner Ballade „der Fischer“ ausgedrückt finden wollte, daß in derselben weiter nichts als das Aummütige liege, „was uns im Sommer lockt, uns zu baden.“ Daß aber Goethe selbst hier und da bei den im Drama eingeführten Figuren nicht immer streng die einmal angewendete symbolische Deutung festgehalten, sondern in dichterisch frei waltender Phantasie verschiedene Begriffe damit verbunden hat, zeigt uns die von ihm selbst angegebene Bedeutung des Ruaben Venker und des Euphorion. Wir wissen bestimmt, daß er mit dem letzteren dem von ihm so hoch geschätzten Byron ein Denkmal setzen wollte, andererseits aber sagt er,

daß beide Figuren ein und dasselbe bedeuten, nämlich die Poesie und zwar diese nicht in dem hohen Sinne der von Gott verliehenen und die Menschen befehlenden und veredelnden Macht, sondern nur „in ihrer Allgemeinheit, in ihrem Nichtgebundensein an Zeit, Ort und Person.“ Schon hieraus geht deutlich hervor, daß Goethe bei der Dichtung der Helena, augenblicklichen poetischen Ideen und Impulsen folgend, eine strenge Konsequenz nicht innegehalten, noch weniger an einen engen Zusammenhang mit der Faust-Dichtung zuerst gedacht hat und daß der Erklärer nach Einreihung derselben in das Ganze des Dramas sich nicht knechtisch an manche Äußerungen des Dichters zu halten braucht. Weiter aber ist bei der Erklärung zu beachten, daß der greise Dichter offenbar bestrebt gewesen ist, die Fülle seines in langem, arbeitsvollem Leben aufgespeicherten Wissens aus den verschiedensten Gebieten menschlichen Erkennens in diesem seinem Lebensdrama gewissermaßen als den Niederschlag seines gesamten wissenschaftlichen Erwerbes niederzulegen, um dieses als sein geistiges Testament der Nachwelt zu überliefern. Daß dies Goethes Bestreben gewesen ist, geht aus der Eckermann gegenüber gethanen Äußerung hervor, daß man von seinen Studien am Ende doch nur das behalte, was man praktisch verwende, sowie aus seinem Bedauern, daß er neben so vielem Anderen, das er vorgebracht, nicht ebenso viel Sachen, die er erlernt und erkannt habe, nicht auch noch habe zu seiner Dichtung verwenden können, wie den Minotaurus und andere antiquarische Objekte. Es soll hiermit kein Vorwurf ausgesprochen sein, wie er häufig dem alten Nestor aus Pylos, der aus der Fülle seiner Erfahrungen und Erlebnisse lange, oft ermüdende Reden hielt, als senile Geschwägigkeit gemacht oder von manchen Litterarhistorikern Goethe selbst als das „Spiel alternder Phantasie“ angerechnet wird, sondern es soll damit nur gesagt sein, daß der Erklärer des Faust durchaus nicht verpflichtet ist, jedes geheimnisvoll klingende Wort und jede als tiefstünige Anspielung erscheinende Äußerung notwendig mit der Faust-Dichtung in Verbindung zu bringen. Das Spiel alternder Phantasie ist also kein Tadel, der gegen den Dichter erhoben wird, sondern eine berechnete Eigentümlichkeit des greisen Goethe und eine Entschuldigung für den Erklärer, der nicht Wort für Wort mit philologischer Peinlichkeit in den Zusammenhang mit dem Ganzen zu bringen gewillt ist.

Gehe wir jedoch an die Erklärung des Faust und an die der Helena in ihrer Beziehung zum Drama schreiten, dürfte es nicht überflüssig, vielmehr notwendig sein, zu vernehmen, was der Dichter selbst über Erklärung und Auffassung seiner Dichtung uns überliefert hat, und dies ist um so wichtiger und interessanter, als uns in diesen seinen Erklärungen ein gewisser Widerspruch nicht entgehen kann. Wenn er in einem Briefe an Zelter sagt: „Bis jetzt (?) hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun, wenn er sich will zum Herrn machen von allem, was da hineingeheimnisset ist“, wenn er weiter, noch am 20. Juli 1831, an H. Meyer schreibt: „Es (das Ganze) wird doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht; er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte“, so sind dies Äußerungen und Andeutungen, die allerdings geeignet sind, zum angestrengtesten Nachdenken über den Sinn des Ganzen anzufeuern. Ein offener Widerspruch liegt doch ohne Zweifel in den Worten eines Briefes an Zelter aus dem Jahre 1826: „Es greift in die neueste Litteratur ein, aber niemand, wer es auch sei, darf eine Ahnung davon haben“, und an einer anderen Stelle sagt er, da es zur Schlichtung eines Streites gedacht sei, hoffe er, eine große Verwirrung dadurch hervorgebracht zu haben. Noch widersprechender aber erscheint Goethes Wort zu Eckermann: „Was darin an Piquen vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst, daß es zwar dem Leser nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles in antikem Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe und daß nichts Vages, Unbestimmtes vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag.“ Einen litterarischen Streit schlichten und dadurch nur größere Verwirrung hervorrufen wollen? Nichts Vages, Unbestimmtes vorkommen und doch niemand wissen lassen wollen, worauf es eigentlich ankomme? Wer wird hierin einen offenen Widerspruch erkennen und diesen mit der landläufig gewordenen Wendung von des Dichters greises, „harmonischer Seelengröße und Abgelärrtheit“ in Einklang bringen? Dieser wohl unlegbare Widerspruch findet vielleicht nur dadurch seine Auflösung, daß der „alternde“ Dichter die Schwierigkeit des zu erklärenden Zusammenhangs der Helena mit der Faust-Dichtung durchschaut und die aus verschiedenen Anfragen und Mitteilungen ihm klar gewordene Sucht erkannt hat, jede aus augenblicklicher Eingebung veranlaßte Idee systematisch in den Gedankengang einzuschalten; andererseits giebt aber ebenderselbe Widerspruch dem Erklärer das Recht, so manches, was ganz geheimnisvoll und unerklärbar zu sein scheint, als bedeutungslos bei Seite zu lassen und über dasselbe als eine, wenn auch an und für sich noch so geniale, zum Ganzen aber nicht gehörige Einzelheit hinwegzugehen. Um so mehr aber müssen wir uns bemühen, uns darüber klar zu werden, was Goethe mit der Einführung der Helena in das Faust-Drama beabsichtigte, was er also in dieser Helena dargestellt wissen wollte.

Hier möchten wir uns nun zunächst an eine von Dünker mitgeteilte Äußerung der Frau von Kalb an Professor Fichte halten, wonach Goethe schon im Jahre 1801 in der Helena „die höchste Blüte der klassischen und der romantischen Kunst in ihren Verhältnissen zu einander“ darzustellen gesucht habe. Aber da wir sonst nirgends diese Äußerung wiederholt oder betont finden, auch kein gleiches oder ähnliches Wort des Dichters selbst in seinen Schriften und mündlichen Mitteilungen lesen, so dürfte uns wohl der Zweifel an der Richtigkeit jenes Wortes oder wenigstens die Annahme eines Mißverständnisses gestattet sein. Die einzige hierauf etwa bezügliche Anmerkung Goethes, daß das Ganze zur Schlichtung eines litterarischen Streites gedacht sei, könnte uns zwar wieder jener Auffassung näher führen; doch ist dieser Ausdruck viel zu unbestimmt, als daß er gerade zu der oben angegebenen Deutung veranlassen müßte. Aber auch

die Dichtung selbst scheint durchaus nicht auf diese Bedeutung der Helena hinzuweisen; denn wenn z. B. Dürker selbst die Helena als das Ideal klassischer Schönheit erklärt, so ist es kaum begreiflich, wie dieses die Vereinigung der klassischen und der romantischen Poesie oder das Verhältnis beider zu einander bezeichnen könnte. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß einzelne Beziehungen auf diesen litterarischen Gegenstand in dem Stücke enthalten sind, ohne daß jedoch der Sinn der ganzen Dichtung darauf hinausläuft. Vor allem aber ist zu beachten, daß zuerst nicht Faust, sondern der Kaiser nach der Helena verlangt, und wenn wir an diesen und alle seine Worte und Neigungen denken, so dürften wir wohl schwerlich in seinem Verlangen nach Helena den Hinweis auf eine von jenen beiden Richtungen der Poesie oder gar auf die gewünschte Versöhnung beider entdecken. Man beachte nur genau die ganze Stimmung und Geistesrichtung dieses Kaiserhofes, wo nur materielle Sorgen und Gedanken die Gemüter bewegen, wo kein Mäcen eine aus-erlesene Schar von Künstlern und Dichtern um den Thron gesammelt, keine Heldenthat des obersten Herrn einen willkommenen Anstoß zu geistigem Schaffen gegeben hat, wo das Streben und dann die Freude sich regt, an Stelle des entwichenen trunkenen Hofnarren einen Nachfolger zu finden, wo Heer- und Schatzmeister, Kanzler, Marschall und Astrolog ihre Klagen vortragen, aber keine Sehnsucht sich regt, mit dem Sänger auf der Menschheit Höhen zu wohnen. Wahrlich, an diesem Hofe, von welchem Plutus (Faust) selbst der Poesie zu weichen besteht, da hier ihre Sphäre nicht sei, an dieser Stätte, wo nur, „verworen, schädig, wild, ein fragenhaft Gebild“ alle umdrängt, konnte niemand wohl eine Sehnsucht nach dem Erscheinen des klassischen Schönheitsideals empfinden, sagt doch Faust selbst, daß der Kaiser durch die Vorführung der Helena nur „amüsiert“ werden wolle. Und wenn wir, um noch klarer zu sehen, nach einer außerhalb dieses Teils der Dichtung befindlichen Stelle suchen, wo Goethe die Helena erwähnt, und nachsehen, was dieselbe dort darstellt, so finden wir die für unsre Erklärung wichtigen Verse des ersten Teils:

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helena in jedem Weibe.

Daß mit diesen Worten des Mephistopheles nicht auf das die klassische und die romantische Poesie vereinigen sollende Ideal der Schönheit angespielt sein kann, liegt wohl auf der Hand, ebenso wie die Worte des zweiten Teils:

Der Kaiser — — —
Will Helena und Paris vor sich sehen;
Das Musterbild der Männer so der Frauen
In deutlichen Gestalten will er schauen,

die Bezeichnung der Helena als des Musterbildes der Frauen durch die Zusammenstellung mit Paris, „dem Musterbild der Männer“, dem feigen und verächtlichen Räuber und Mordmörder, entschieden als ironisch erweisen. Auch ihre Herbeiholung von den Müttern würde sich kaum mit dieser Auffassung in Einklang bringen lassen, wie diese überhaupt sich nur schwer oder gar nicht das ganze Stück hindurch festhalten ließe. Mit der Deutung der Helena als des Ideals der klassischen Schönheit müßte dann entschieden ihre im Stücke vorkommende Beziehung und Begegnung mit Menelaus als überflüssig wegfallen.

Wenn Helena in der alten Sage von Aphrodite selbst als das schönste Weib der Erde bezeichnet und dem Paris als Preis verliehen wird, so scheint dies allerdings zunächst auf die Berechtigung der Annahme hinzuweisen, daß Goethe durch ihre Darstellung und durch die Einführung in die Faust-Dichtung sie als Ideal der klassischen Schönheit habe verwenden wollen. Aber man vergesse nicht, daß, soviel wir von Spartas ehebrecherischer Fürstin hören, ihrem Wesen und Charakter fast immer ein tadelnder Zug unerlaubter und verwerflicher Sinnlichkeit, ja sogar der Schamlosigkeit beigemischt ist. Hinter dieser tritt fast ihre Schönheit zurück, oder letztere wird nur als das Reizmittel für jene betrachtet. Kennt sich doch in Homer Helena selbst mehrfach die *zovwraig* d. h. die rücksichtslose, freche, um deren d. h. um deren schändlichen Flucht willen der ganze trojanische Krieg sich entzündet habe, und der lockere Paris wird nirgends als der um den Preis höchster Schönheit kühn alles wagende Held, sondern als der in den Banden der Sinnlichkeit gefesselte und unmännliche Weichling geschildert. Wäre in der That Helena bei den Griechen nur als das Ideal der Schönheit betrachtet worden ohne jede Beimischung eines durch ihr Verhalten hervorgerufenen Vorwurfs, so würde sie gewiß ein beliebtes Objekt der bildenden Kunst geworden sein, und wir würden ohne Zweifel von manchen Helena-Statuen etwas hören. Dies ist aber nicht der Fall, und Goethe, der, wie der ganze zweite Teil des Faust zeigt, so tief in die Anschauungen der antiken Welt eingedrungen ist, hat gewiß erkannt, daß er die durch keine Statue und kein Gemälde verherrlichte, wohl aber oft als Buhlerin geschilderte Königin nicht als Vertreterin der klassischen Schönheit, welche erhehend und veredelnd wirkt und deren Darstellung einer idealen Gesinnung entspricht, wohl aber als das Symbol der durch die Schönheit veranlaßten sinnlichen Begierde auffassen durfte.

Die allerdings sehr unbestimmte Äußerung Wilh. v. Humboldts über die Dichtung Helena, die er „etwas eigentümlich Neues“ nennt, „von der man noch keine Idee hat, für das man keine Regel und kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt“, verrät auch keinen Hinweis auf die Auffassung der Helena als des Ideals der klassischen Schönheit. Dem hier vielleicht zu erwartenden Einwurf gegenüber, daß dann in Fausts Beziehung

zur Helena eine lästige und den Dichter unmöglich zuzuschreibende Wiederholung seines Verhältnisses zu Gretchen gegeben sei, ist auf die große Verschiedenheit beider Beziehungen hinzuweisen. Im ersten Teile ist der sinnliche Trieb geschildert, welcher, bisher hinter anderen Trieben zurückstehend, beim Anblick der jugendlich blühenden Schönheit plötzlich mit primitiver Gewalt hervorbricht, zuerst noch durch die Achtung vor der noch Eindruck machenden Frömmigkeit und Unschuld zurückgedrängt wird, diese jedoch dann überwindet, dadurch aber in Reue und tiefe Beschämung, ja in Verzweiflung umschlägt. Es ist die Sinnlichkeit mit dem darauf folgenden Bewußtsein des bösen Thuns; im zweiten Teile ist es die mit keinem edleren Gefühle verbundene, rein körperliche Begierde, die dann nur Trauer über den eigenen Verlust des Genusses nebst dem drückenden Gefühl des Verschmähtheins, nicht aber irgendwelche Gewissensregung hinterläßt.

Wenn wir nun an die eingehende Erklärung und Deutung des zweiten Teils des Faust herantreten, so erinnern wir uns zunächst noch einer Bemerkung Goethes zu Eckermann: Der ganze Faust bestehe aus lauter kleinen Weltkreisen, die in sich abgeschlossen wohl auf einander wirken, aber doch einander wenig angehen, wie es denn überhaupt dem Dichter nur daran liege, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, weshalb er die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur benütze, um darauf aneinander zu reihen, was er Lust habe. „Was er Lust hat“, so sagt der Dichter, also nicht, was nur unbedingt notwendig zum Ganzen gehört; auch hieraus können wir entnehmen, daß vieles in dieser bunten Reihenfolge aufeinander folgender Bilder in nur losem Zusammenhange mit der sich hindurchziehenden „Schnur“ stehen mag. Diese Schnur selbst aber nie aus den Augen zu verlieren und an ihr entlang gehend den Gedanken und Plan des Dichters zu erkennen und festzuhalten, darauf vor allem wird es bei der Erklärung ankommen.

Nachdem Faust (erster Teil) weder im Wissen und Wissensdrang noch im Sinnenrausch Befriedigung gefunden hat und, von Gewissensqualen gefoltert, gewissermaßen eine Beute des Mephistopheles geworden ist, wird er, um von der seinen Schaffensmut hemmenden Geistesunruhe geheilt zu werden, zunächst „im Tau aus Lethes Flut gebadet“; dann wird er, „wenn Schmerz und Glück hingeschwunden, gesunden und neuem Tagesblick trauen.“ In Ariels Gesang empfängt er die unwiderstehliche Lockung zu diesem neuen Leben. „Hinaufgeschaut! Die Sonn' im Rücken!“ Neuer Thätigkeit soll und will er sich weihen, „Wunsch um Wünsche zu erlangen“, und nun führt ihn Mephistopheles in die kaiserliche Pfalz. Man beachte hierbei, Mephistopheles führt ihn, und schon hiermit ist nach unserer Ansicht, im Gegensatz zu Dünker, welcher den Teufel im ersten Teil als den herrschenden, im zweiten als den unterworfenen betrachtet wissen will, ausgedrückt, wie es übrigens später noch deutlicher hervortritt, daß das Schlußwort des ersten Teils: „Her zu mir!“ nun zur Erfüllung gelangt und Faust unwiderstehlich an das Böse gefesselt ist. Hat sich doch Mephistopheles dem Faust gegenüber im ersten Teile zum entschiedensten Dienst und Gehorsam verpflichtet und ihm dementsprechend alles zu Willen gethan, was auch aus der, wenn auch mit Hinblick auf das spätere Gegenteil ironisch gemeinten Anekdote: Gnädiger Herr hervorgeht. Am Schlusse des Ganzen heißt es bestimmt, daß Faust ganz im Banne des Bösen und seiner Genossen ist und nur durch unmittelbares Eingreifen der Engel aus seiner Gewalt gerettet werden kann; demnach muß er doch immer mehr jenem unterthan, kann also nicht sein Gebieter geworden sein. Wie das Böse, welches dem Menschen zuerst zu seinen Zwecken dient, bald aus dieser Sklavenvolle heraustritt und sein Herr wird, so ist auch Faust, nachdem er mit Mephistopheles Hilfe viel Übles gethan, in direkte Abhängigkeit von diesem geraten, um ihm, den er im ersten Teile bei der Erkenntnis seiner Schändlichkeit wie ein launischer Herr beschimpft hat, nunmehr blind und willenlos zu folgen.

Zunächst führt ihn Mephistopheles in die kaiserliche Pfalz, wo jener als Narr auftritt und wo weniger die aus der wahren Macht und Hoheit entspringende Würde und allen unmittelbar sich aufdrängende Ehrfurcht als vielmehr Dünkel, Wahn und Genußsucht herrschen. Was soll das bedeuten? Den von Wissensdurst und weltlicher Liebe nicht befriedigten Menschen sucht die Nartheit und Eitelkeit zu bestricken und zwar diejenige, welche mit der Aussicht auf äußeres Glück und materiellen Glanz gepaart ist.

Alles, was nun weiter in dem vom Herold angekündigten und bald darauf auftretenden Mummenschanz an bunten Bildern und Phantasiegebilden vorkommt und dessen Einführung durch das, wie später gezeigt werden wird, offenbare und auch psychologisch ganz erklärliche Bestreben des Dichters veranlaßt ist, die ganze Fülle seines in erfahrungsreichem Leben aufgespeicherten Wissens in seinem letzten Dichtervermächtnis niederzulegen, alles dies braucht, da es in keinem engen Zusammenhange mit dem Zweck und Gedankengang der eigentlichen Dichtung steht, an die „Schnur“ nicht angereicht zu werden. Diese sowie viele noch andere zu erwähnende Exkurse sind wie die Nebenspiele und Übergänge zu der dem Kirchengesang begleitenden Orgelmelodie aufzufassen, die zwar an und für sich schön und künstlerisch, aber strenggenommen überflüssig sind; es sind gewissermaßen Streifzüge eines von seinem vorgezeichneten Wege abbiegenden Spaziergängers, der, durch die anmutige Wanderung und durch schöne Natureindrücke angeregt, vielfach seitwärts in Waldwege und Wiesenpfade einbiegt, um an dem poetischen Zauber des Waldesdunkels oder an dem Blüten Schmuck seltener Pflanzen nicht vorüberzugehen, sondern an beiden, langsam vorwärts wandernd, behaglich sich zu ergötzen. Solche Abschweifungen sind zwar zu einem erfreuenden Nachwandern und angenehmen Nachdenken sehr einladend, kommen aber da, wo besonders der Faden des Themas festgehalten werden soll, nicht notwendig in Betracht.

Der das Gold bringende Plutus ist Faust selbst, der Knabe Lenker, wie schon erwähnt, ist die Poesie, und zwar diese hier nicht bloß als das Symbol der Unabhängigkeit von Zeit, Ort und Person, sondern wohl in einer ganz bestimmten Beziehung: die Poesie im Dienste des blendenden und knechtenden Goldes (vgl. die Worte des Plutus zur Poesie: „Bist Geist von meinem Geiste“ und „mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen“) macht es allen recht, aber die von ihrem Servilismus und ihrer Freigebigkeit gespendeten Gaben haben keinen bleibenden Wert. Nachdem nun die in wüstem Taumel angekündigte und empfangene Papiergeldspende, in der wir wohl unverkennbar Beziehungen zu dem französischen Assignatenschwindel erblicken dürfen, alle berauscht und beglückt hat, ist zugleich die unzertrennliche Begleiterin des ohne Mühe und eigenes Verdienst, sondern überraschend schnell erlangten Reichthums, nämlich die Sinnlichkeit, erweckt worden, und von ihr ergriffen, will der Kaiser jetzt sich in den Besitz der Helena setzen. Wo ist hier nur die geringste Beziehung zu dem die klassische und die romantische Poesie versöhnenden Ideal der klassischen Schönheit? Der ganze Zusammenhang wie die Worte am Anfange des zweiten Akts: „Verführt zu schwergelöstem Liebesbände“ weisen vielmehr auf die Auffassung der Helena als des Symbols der absoluten Sinnlichkeit hin, eine Auffassung, die noch dadurch bestärkt wird, daß grade durch Plutus die Helena herbeigebracht werden soll, da ja das Gold jeden materiellen Genuß zu verschaffen geeignet ist. Wie sehr also Faust-Plutus, indem er diesen Wunsch des Kaisers erfüllt, in eine immer größere Abhängigkeit von dem Bösen gerät, mit welchem Rechte wir also Faust im zweiten Teile der Dichtung als von Mephistopheles beherrscht hingestellt haben, ergibt sich daraus, daß dieser hier den Faust direkt schießt, nämlich zu den Müttern, von denen Helena geholt werden soll. Teufels Hilfe also braucht er, um jene herbeizuschaffen, also um die Sinnlichkeit befriedigen zu können, und eben daß diese nur von den „Müttern“ zu erlangen ist, welche Goethe selbst in einem Gespräche mit Eckermann nach einer bei Plutarch gefundenen Notiz als den Urgrund alles Seins bezeichnet hat, und daß grade Mephistopheles den Faust zu diesen schießt, bedeutet ohne Zweifel, daß nach des Teufels Ansicht die sinnliche Lust der Urgrund alles dessen ist, worum menschliches Sinnen und Streben und menschliches Glücksgefühl sich dreht. Mephistopheles will hierdurch den Faust an diese Sphäre fesseln und ihn in den Banden der entstittlichen Sinnlichkeit erhalten, um seiner Beute desto sicherer zu sein, und nicht um ihn von dieser Verbindung abzuschrecken, sondern vielmehr um diesen Sinnesreiz mit dem Zauber einer schönen Erinnerung zu verherrlichen, ruft er durch die Worte: „Mütter! Schaudert's Dich?“ das Andenken an Gretchen hervor; er will damit die in Faust etwa aufsteigende Regung zur Umkehr zum Besseren durch einen Appell an seine weltmännische Erfahrung auf diesem Gebiete diabolisch zum Schweigen bringen. Und in der That hat das Wort „Mütter“ für den dem Mephistopheles dienenden Faust nicht mehr einen schrecklichen, sondern nur einen „wunderlichen“ Klang, nur vorübergehend ergreift ihn ein Schaudern bei dieser Erinnerung.

Im folgenden ist nun wieder von den allgemeinen Kunstbetrachtungen und den fast an die moderne Jaegersche Dunsttheorie erinnernden Abschweifungen abzusehen und nur der weitere Gedankengang wieder festzuhalten. Der Schlüssel, welchen Faust von Mephistopheles empfangen hat und den er dann dem Jüngling Paris entgegenhält, wächst und blüht; darauf erfolgt, als er sich der Helena nähert, eine furchtbare Explosion, die Geister gehen in Dunst auf, er selbst liegt am Boden d. h. die Gelegenheit zur Annäherung an die gemeine Sinnlichkeit erscheint zuerst ganz unbedeutend, wird aber, näher und mit Gier erfaßt, bedeutender, verlockender und mächtiger, und wer sich jener nun ganz hingeben will, dabei aber Alleinbesitz begehrt und beansprucht, also selbst bei dieser Sinnlichkeit noch an etwas Idealem festhält, der wird bitter enttäuscht, und sein Ziel geht ihm verloren.

Und nun der Homunculus! Wie vielfach gedeutet und doch wieder wie so einfach zu deuten von dem hier eingenommenen Standpunkt aus! Fausts ehemaliges Zimmer predigt unverkennbar die Eitelkeit und das Nichtbeglückende der toten Wissenschaft. Der Homunculus bedeutet ohne Zweifel den von Goethe mehrfach verspotteten Dünkel menschlicher Wissenschaftlichkeit, welcher wähnt, alles das, was doch nur Gott selbst zu schaffen vermag, durch eigene Kraft hervorbringen zu können. Dieser Dünkel ist aber nach Goethes Auffassung, wie wir hier sehen, nicht bloß albern und philosophisch unberechtigt, sondern auch gottlos; denn wenn der Homunculus den Mephistopheles als „Vetter“ anredet, so soll damit das schon oben bei Goethes religiösen Anschauungen dargestellte Gottlose dieses über die Grenzen der menschlichen Schaffenskraft hinausstrebenden kühnen Wesens angedeutet werden. In einem Gespräch mit Eckermann sagt Goethe selbst, daß Mephistopheles bei der Erzeugung des Homunculus mitgewirkt habe. Wie trefflich ist in dieser Szene das über alles alte, bewährte Forschen spöttisch kitzelnde Wesen des jungen Homunculus und die auf bloßen tastenden Versuchen beruhende Afterswissenschaft mit ihren ungestümen, sogleich als welterlösend hingestellten Verheißungen dargestellt! Wenn wir lesen, daß die in den späteren römischen Puppentomödien auftretende Puppe oder Marionette ebenfalls, wenn auch nicht immer, mit diesem lateinischen Namen bezeichnet wurde, und wenn Goethe vielleicht mit Anlehnung an diese ihm bekannte Bedeutung des Wortes sich des Namens Homunculus für die neu auftretende Figur bediente, so liegt hierin wohl eine Bestätigung dafür, daß mit diesem Wesen das Eitle, nicht wirklich Existierende im Gegensatz zu der Wirklichkeit und dem Werte der wahren Wissenschaft ausgedrückt sein soll. — Dieser Homunculus nun will den noch immer unbefriedigten und in seiner Befriedigungslust krankenden Faust genesen lassen und ihn zu diesem Zwecke auf die „pharaisischen Felder“ geleiten d. h. das Wahngelbde der Wissenschaft führt den von allem Streben bisher unbefriedigten und die Schranken menschlichen Schaffens übersehenden Menschen auf allerlei fabelhaftes, der wahren, gebiegenen Grund-

lage entbehrendes, keinem bestimmten guten Zwecke dienendes Gebiet und lenkt seinen Geist vom rechten Wege abwärts in die Irre; sagt doch der Homunculus selbst zu Mephistopheles, sein Ritter suche das Leben im Fabelreich.

Von den hier eingestreuten Beziehungen auf den hellenischen Freiheitskampf, auf Byron und auf die Etymologen kann und muß die Erklärung des Gedankenzusammenhanges absehen, um weiterhin die Schnur nicht zu verlieren. Der Homunculus will immer noch entstehen d. h. die auf falschen Grundlagen und Methoden fußende Wissenschaftlichkeit ist nichts Fertiges und bringt weder sich selbst eine Förderung noch anderen irgend welche Befriedigung. Überall sucht Faust die Helena und glaubt, bald hier, bald dort sie zu erblicken: auch der neue, oberflächlich gewonnene, aber eben darum nicht fesselnde und nicht beglückende Wissenschaftsdrang kann den der Sinnlichkeit ergebenen, Gott entfremdeten Menschen von dieser Leidenschaft nicht befreien.

Wenn nun weiterhin Chiron, der die Helena getragen hat, er, der Repräsentant des antiken Wissens und Könnens, von Faust sagt:

„Helenen will er sich gewinnen
Und weiß nicht, wie und wo beginnen,“

und wenn Manto darauf erwidert:

„Den lieb' ich, der unmögliches begehrt,

so heißt dies: auch die höchste Wissenschaftlichkeit hat zuweilen der Sinnlichkeit gedient, und Fausts Streben nach dieser ist auf dem eingeschlagenen Wege aussichtslos und unmöglich.

Hier folgen nun wieder mehrfache Seitenbemerkungen über die Ärzte und Philosophen, über den von Goethe mit besonderem Interesse verfolgten und selbst behandelten Streit über Vulkanismus und Neptunismus u. a., für den Gedankengang des Dramas aber ist folgendes wichtig: Mephistopheles fühlt sich bei allen diesen Sachen machtlos, und alles ist ihm im höchsten Grade unheimlich d. h. zunächst scheint es zwar, als ob die neue, so vielfach aufklärend wirkende Wissenschaft die eingebildete Macht des Teufels auflöse und breche und den Menschen von diesem Banne befreie. Trotzdem aber ist seine Macht noch nicht zerstört, zeigt sich vielmehr bald wieder von neuem; denn nicht eine noch so stolz daherschreitende Wissenschaft vermag die Gewalt und den Einfluß des Bösen zu vernichten, sondern, wie sich später zeigt, nur die göttliche Macht und Liebe.

Wenn nun weiter Mephistopheles sich als Phorkyas verkleidet und damit selbst die Hölle erschrecken könnte, wenn der Homunculus fürchtet, das Glas könne springen, und dann, von Proteus auf das Meer geführt, an dem Wagen der Galatee kläglich zerschellt, so heißt das: unter den Objekten und Ausgeburten einer modernen Asterwissenschaft giebt es wahrhaft Dämonisches und Höllisches; die unfertige, phantastische, auf Wahn und Eitelkeit statt auf bescheidenem, folgerichtigen Denken beruhende Wissenschaft droht, bei gründlichen Studien sich in nichts aufzulösen und scheitert, weil auf unbegründeten Prinzipien ruhend, an unmöglich erreichbaren Zielen. Der Homunculus ist von Proteus, dem Meister fortwährender Verwandlung, auf das ihm fremde Element des schwankenden Wasserpiegels hinausgeführt worden und zerschellt, weil sicheren Standpunktes entbehrend, an dem, in seinem Element dahinfahrenden Wagen der Meeresgöttin: die hin und her schwankende, nie recht erfassbare und verwendbare Asterwissenschaft schweift durch alle möglichen Gebiete menschlichen Wissens und verliert so immer mehr Stütze und Halt; sie muß daher sich völlig auflösen, wenn sie in einem ihr fremden Gebiete einem hier einheimischen, von ihr nicht zu bewältigenden Objekte begegnet. Und wie des Homunculus Leuchten für einen Augenblick noch die Wellen bestrahlt und dann erlischt, so vermag die eitle Wissenschaft wohl auch noch eine kurze Zeit lang die Sinne der Menschen zu blenden, um dann kläglich zu enden.

Der nun beginnende Streit zwischen der Phorkyas und Helena, in welchem wieder allgemeine, mit dem Gedankengang nicht zusammenhängende Betrachtungen über die neue, den Triumph über die alte davontragende Kunst und viele andere Gedanken eingeflochten sind, besagt: das gemeine Sinnliche mit bösem Gewissen wird vom Bösen selbst getadelt und gestraft; das böse Gewissen verfällt der Macht des Teufels, und wie Helena hier zittert, so zittern die Bösen voll Angst vor dem ihrer wartenden Gericht.

Zu beachten ist, daß bei der nun folgenden Szene, wo über Lynkeus und seine Pflichtverletzung strenges Gericht gehalten wird, Mephistopheles nicht anwesend ist, womit ohne Zweifel gesagt werden soll, daß alle diese Vorgänge und die ihnen zu Grunde liegenden Gedanken scheinbar gar nicht böse sind. Lynkeus, der durch die Erde und die Steine durchzublicken vermochte, hier offenbar der Vertreter der Pflicht, der von Faust zum Türmer und Wächter eingesetzt worden ist, hat in plötzlich erwachter Begeisterung für die seine Sinne blendende Schönheit der Helena verabsäumt, ihre Ankunft seinem Herrn, dem Faust, rechtzeitig zu melden und wird deshalb zur Strafe von diesem gefesselt vor Helena geführt. Selbst die strenge Pflicht also tritt zuweilen in den Dienst der Sinnlichkeit und sucht in dieser Pflichtvergeßlichkeit eine willkommene Entschuldigung für sich selbst. Faust bringt den Lynkeus gefesselt vor Helena d. h. er selbst opfert sogar die Pflicht auf und will damit seine eigene Pflichtvergeßlichkeit beschönigen. Nicht unwichtig für unsre Auffassung der Helena ist die Bemerkung, daß diese die Entschuldigungsworte des Lynkeus schön und annehmbar findet:

„Entferne diesen Guten, laß ihn frei,
Den Gottbetheörten treffe keine Schmach!“

Ist es doch stets ein Triumph für die Sinnlichkeit wie für jedes Laster, wenn sogar die Pflicht sich vor ihr beugt, das Gute also dem Bösen nachgibt und diesem dadurch eine gern angenommene Berechtigung zuerkennt. Gerade diese hier erörterten und ebenso die nun folgenden Szenen dürften wohl für die hier aufgestellte Bedeutung der Helena sprechen.

Die Kunde von dem Tode des Menelaos verursacht großen Schrecken; denn stets zittert die Pflichtlosigkeit vor dem sich geltend machenden Rechte und fürchtet die als berechtigt gefühlte Strafe. (Eingeflochten sind hier wieder mehrfache, wohl unverkennbare Beziehungen auf deutsche Macht und Größe.) Vor allem aber ist zu beachten, daß Helena dem Faust zum Zwecke innigster Verbindung sogar entgegenkommt, was mit der Auffassung derselben als des Ideals der klassischen Schönheit gewiß nicht in Einklang zu bringen ist. Aus dieser Verbindung stammt nun, und zwar sofort, das Kind Euphorion, und es fragt sich, was diese neu auftretende, ganz eigentümliche Figur im Drama bedeutet. Sollte nicht darin, daß Euphorion nach antiker, Goethe entschieden wohlbekannter Sage als Sohn des Achilleus und der Helena galt, bei Einführung derselben in diesen Gedankenzusammenhang ein Hinweis auf die charakteristische Eigenschaft der Spartanerfürstin zu suchen sein? Welchen Aufschluß aber giebt uns die hier wieder zu erwähnende Identifizierung des Euphorion mit dem Knaben Lenker, wenn beide nur die Poesie in ihrer Nichtbeschränkung durch Zeit, Ort und Person bedeuten sollen? Und was gewinnen wir für unsern Zweck weiter durch die Gewißheit, daß Goethe mit dieser ganzen Szene dem Byron ein ehrendes Denkmal setzen wollte? Weder dies noch die Deutung des Euphorion als der durch nichts gebundenen Poesie führt den Gedankenzusammenhang der Faust-Dichtung weiter, beide Beziehungen müssen also wohl als zwar nebenbei gedacht und bezweckt, aber nicht als die an die Schnur anzureihenden Gedanken betrachtet werden, vielmehr müssen wir uns auch hier streng an den Fortgang der Handlung und der Gedankenentwicklung halten, um den einmal gewonnenen Faden nicht zu verlieren. So wird uns die Bedeutung des Euphorion und seine Beziehung zum Ganzen nur aus seinem Thun und seinem Schicksal ersichtlich. Wenn das Erzeugnis des schnell und nur durch Sinnenlust geschlossenen Ehebundes rasch und immer rascher emporsteigt, den Eltern selbst zu immer größerer Angst, so heißt dies: was leichtsinniger, auf Pflichtvergessenheit und bloß sinnlichem Streben beruhender Genuß hervorbringt, schafft dem Erzeuger selbst nur Angst und Furcht; vielleicht wollte Goethe, (um die Deutung des Euphorion als der Poesie nicht ganz zu übergehen) hiermit auch eine irreligiöse und eben deswegen nur Unheil stiftende Poesie geißeln. Wissensdurst und Sinnenlust in ihrer Verbindung, aber ohne ein höheres Ziel, erzeugen nur flüchtiges Glück, das nicht lebensfähig ist, für das also etwas Anderes eintreten muß, um das Gefühl der Befriedigung und Befeligung zu erwecken. Ebenso unnatürlich wie das schnelle Werden und Vergehen dieses Kindes ist die seiner Jugend nicht entsprechende und das Halt- und Wertlose der ganzen Erscheinung bezeichnende Äußerung des kaum Entstandenen:

„Das leicht Errungene,
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich schier.“

Wenn nun Helena schnell verschwindet, so zeigt dies einerseits, wie die einzelnen Figuren und Szenen im zweiten Teile des Faust leicht ihren Zusammenhang mit dem Ganzen verlieren, da doch Helena ursprünglich für den Kaiser geholt werden sollte, mit diesem aber in gar keine Verbindung tritt; andererseits aber bedeutet dies, auf Faust und den ganzen Sinn des Dramas bezogen, daß die sinnliche Begierde nun den Faust verläßt. Aber Kleid und Schleier bleiben ihm von der Entschwindenden zurück d. h. das die gemeine Sinnlichkeit Verhüllende, nämlich Schamgefühl, züchtiges Wesen und Ehrbarkeit, überzeugen ihn von ihrer Wertlosigkeit, wenn sie nur eine Hülle sind und des wahren Kernes entbehren, und sie mahnen ihn, diese Tugenden nicht mehr in Äußerlichkeiten und blendenden, sinnberauschenden Eindrücken zu suchen.

Im weiteren können wir nun wieder von den hier eingestreuten, unverkennbaren Ausfällen gegen die Plutonisten, z. B.:

„Es ist doch auch bemerkenswert zu achten,
Zu sehn, wie Teufel die Natur betrachten“

als nicht zum Thema gehörigen Zwischenbemerkungen absehen und müssen weiter die Bestrebungen und Thaten Fausts verfolgen. Der vorher abwesende Mephistopheles drängt sich wieder an ihn heran; das Böse verläßt ihn noch nicht, rät ihm vielmehr zu neuen Plänen; also auch diese, wenn auch scheinbar besser, stehen noch unter dem Banne der Gottlosigkeit und darum des Nichtbefriedigenden.

Nach dem Verschwinden der Helena schlägt nun Mephistopheles dem Faust neue Abwechslung und andere Pläne vor. Das nächste Lebensziel soll ein gemüthliches, philisterhaftes Leben in einer kleinen Stadt sein, wo er eine beschränkte, rein bürgerliche Thätigkeit finden soll, aber gleichsam als ob er selbst sofort eine Ablehnung dieses Vorschlags erwartete, stellt er ihm großen Reichtum und alle Bequemlichkeit in thatenlosem Sinnengenuß in Aussicht — mit Frauen — „Denn ein für alle Mal denk' ich die Frauen im Plural.“ Damit ist eine von der nach dem Besitz der Helena strebenden Sinnlichkeit durchaus verschiedene Art dieser letzteren, eine viel schlimmere und verderblichere gemeint,

nicht mehr diejenige, welche sich mit dem Besitz einer Frau begnügt, worin, wie überhaupt in dem Alleinbesitz, noch etwas Erhabenes zu erblicken ist, sondern eine solche, welches das jedes Ideale entlehrende, bloß sinnliche Gelüsten bezeichnet, den Menschen immer tiefer sinken läßt und immer sicherer zur Beute des Bösen macht. Die Erkenntnis dieser den Mephistopheles noch immer in seiner Verführungsmacht zeigenden Mahnung spricht sich in Fausts Worten aus: „Schlecht und modern! Sardanapal!“ Von der Nichtigkeit dieser Lüsterheit aber und von der Thorheit eines nochmaligen Strebens danach ist Faust durch die Erfahrung und die Begegnung mit Helena vollständig überzeugt worden und er weigert sich, diesem Räte zu folgen; was sein böser Sinn ihm nun eingiebt, nämlich Prahlerei unter geringen Leuten und in beschränkten Kreisen und ein bequemes, leichtsinniges, entnervendes Leben ohne jegliche Arbeit, kann ihn nicht mehr befriedigen, er will Arbeit, „die That ist alles, nicht der Ruhm.“

Hierbei ist besonders zu beachten, daß Mephistopheles ihm widerstrebt; weiß er doch bestimmt, daß der Trieb zur Arbeit der erste Schritt zur Besserung des Menschen, also zu der Losreißung von der Macht des Bösen sein wird, und eben weil er dies durchschaut, kann er jetzt auch nicht mehr dem Faust mit stichhaltigen Gründen und Beweisen entgegentreten, sondern nimmt nun seine Zuflucht zur Ironie, vielleicht um dabei, wenn möglich, in seinem vermeintlichen Opfer noch einmal die Lockung zur Sinnlichkeit zu erregen. Darum sagt er:

„Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommst von Heroinen.“

Absichtlich sagt er: Ruhm, nicht: Befriedigung, um dadurch Fausts Streben nach Arbeit auf eine solche hinzu- lenken, die nach bloßem Ruhme geizt und dadurch wieder leicht auf sittliche Abwege führen kann, nicht aber den Gedanken an eine nützliche und dadurch Befriedigung gewährende und vom Bösen losreißende Arbeit aufkommen zu lassen. Grade in Fausts beharrlicher Weigerung zeigt sich sein entschiedener Wille zur Abkehr von des Teufels Macht; er will nützliche Thaten vollbringen und zwar — ein neuer, wichtiger Schritt — unter Kämpfen, die ihn reizen und locken, wie seine begeistertsten Worte zeigen. Das ungeheure Meer will er zurückdrängen, um ihm fruchtbaren Boden abzugewinnen zu segensreichem Arbeitsfelde. Dieser so plötzlich aufflammenden und darum vielleicht noch zerstörbaren Begeisterung setzt Mephistopheles noch einmal die abkühlende Ironie entgegen, indem er diese Pläne als Grillen hinstellt, die scheinbar neu und doch uralt seien, die in ihren Entwürfe Böllerglück verheizen und in ihrem Ausgange nur neue Thorheit erzeugen. Grade in diesen Unterhandlungen zeigt sich eine psychologisch feine und wahre Zeichnung. Da die Ironie nicht anschlägt, so geht Mephistopheles scheinbar auf Fausts Ideen ein, um aber seinen Gemüthswechsel, der sich in Fausts Worten ausspricht: „Genießen macht gemein“, nicht weiter sich entwickeln zu lassen, sucht er ihn von neuem an die Person des Kaisers zu fesseln d. h. von neuem das Bild des Glanzes, der mühelosen, arbeitsscheuen Macht und des hierin zu erwartenden Glückes vor ihm zu entrollen, jedoch nicht mit offenen Worten, sondern so, daß er ihn von dem Gelingen seines (teufelichen) Vorschlags die mögliche Erfüllung seiner auf Thätigkeit gerichteten Gedanken hoffen läßt; wenn der jetzt schwer bedrängte Kaiser mit ihrer Hilfe siegt, so werde Faust ohne weiteres „die Leh'n von grenzenlosem Strande“ empfangen. Aus Mitleid d. h. aus einem allerdings von Besserung zeugenden, weil nicht mehr bloß egoistischen, aber doch nur zu oft mit menschlicher Schwäche gemischten Gefühl geht Faust auf Mephistopheles' Pläne ein, und der Kaiser siegt. Aber auch dieser Sieg, der beinahe schon verloren war und zu dem der energielose Kaiser nichts gethan hat, ist nur durch das Eingreifen des Teufels errungen, der die ihm dienstbaren Geister im letzten Augenblick herbeigerufen hat, und wenn sich auch der Machthaber über diesen Erfolg freut, wie ja stets die nur nach äußerem Glanz begierige Macht sich an momentanem Erfolge ergötzt, so ist ihm doch nicht wohl und behaglich dabei, da das Bewußtsein eines mit unrechtmäßigen Mitteln erlangten Triumphes das Gefühl voller Befriedigung in ihm nicht aufkommen läßt. In engem, wenn auch oft nicht genug betontem Zusammenhange mit diesem Gedanken steht gewiß das am Schlusse dieses Aktes folgende Gespräch des Kaisers mit dem habüchtigen Erzbischof, der gar nicht genug von dem siegreichen Monarchen für die Kirche herauszuschlagen kann und von diesem alles Erbetene, zwar unbedingt, aber nur ungern bewilligt erhält. Goethe will hiermit wohl kaum eine Wiederholung seiner im ersten Teile des Dramas angeführten satirischen Bemerkung: „die Kirche hat einen guten Magen“, sondern die ganze Szene als einen Beweis dafür bringen, daß der Kaiser das Unrechtmäßige seines eben errungenen Sieges fühlt und in der Beschenkung der Kirche gewissermaßen eine Sühnung für den an seinen Errungenschaften haftenden Frevel sucht und zu finden meint. Sollte damit vielleicht auch die immer weiter wirkende Macht des Bösen dargestellt werden, das zuerst manchem, auch dem Guten unbewußt ist, dann aber bei länger waltendem Einfluß des Dämonischen als solches zwar erkannt, aber nicht zurückgewiesen wird? Das von Mephistopheles für Gretchen besorgte Schmuckkästchen hat die Kirche ohne Kenntnis von seinem Ursprung und Zweck angenommen, die hier vom Erzbischof verlangten Gerechtfame aber sollen ein Tribut für die Kirche sein, den der Kaiser, wie diese hofft, im Bewußtsein seiner unrechtmäßigen Machtvergrößerung spenden müsse und werde. Zeigt sich doch des Teufels Macht auch bei Faust in seinem ferneren Streben und Verhalten noch recht deutlich!

Den von Wissensdurst, Liebe, Macht und Sinnlichkeit noch immer nicht Befriedigten ergreift nun der Schaffensdrang, welcher schon vorher in ihm erwacht, aber eine Zeit lang noch von Mephistopheles zurückgedrängt war; aber da

ihm das neue Mittel zur Selbstbefriedigung auch wieder nur durch das böse Prinzip verschafft worden ist, so kann es keine Glückseligkeit gewähren. Großes gelingt ihm, kühne Pläne gedeihen zur Reife, die Meerflut weicht dem vordringenden Fruchtacker, die Ode und Unwirtlichkeit schwindet vor der vordringenden Kulturarbeit, und dieser Anblick des segensbringenden Fortschritts müßte doch, wie zu erwarten wäre, die Unruhe des Geistes beschwichtigen und allmählich ein Gefühl des Glückes entstehen lassen. Aber grade das Gegenteil tritt ein: unrecht erworbenes Gut verwandelt selbst den Thatendrang und den rastlosen Fleiß in Unsegen, es erzeugt nur die grenzenlose Habsucht, die vor keinem guten, altverjährten Rechte Achtung hat und alles sich selbst opfern will. Fausts unersättlicher, durch keine Achtung vor dem Gesetz gezügelter Habgier steht noch die bescheidene Hütte des frommen und ehrwürdigen alten Ehepaars Philemon und Baucis im Wege, auch ihr Hab und Gut, und damit ihr Glück soll vor seiner schrankenlosen Gier dahinschwinden: der gottentfremdete, egoistische Thatendrang findet seinen Widerstand an der einfältigen Frömmigkeit, die Philemon mit den Worten ausdrückt:

„Laßt uns zur Kapelle treten, legt den Sonnenblick zu schau'n,
Laßt uns läuten, knien, beten und dem alten Gott vertrau'n!“

Grade diese Frömmigkeit ist es, welche den Faust so sehr verdrießt:

„Das morsche Kirchlein ist nicht mein,
Das Glücklein läutet, und ich wüßte.“

Er sieht eben an der Kirche nur das Morsche, also das Äußerliche, nicht mehr den eigentlichen Wert und Zweck derselben, sein Sinn ist nur der Äußerlichkeit noch zugewendet und allen Idealen entfremdet. Er wütet, Faust ist gerichtet, noch nicht von dem göttlichen Tribunal, sondern in sich selbst.

Nachdem nun das Letzte, vor dem ein dem Bösen verfallener Sinn noch Achtung haben und von dem es gezähmt werden könnte, aus dem Wege geräumt, nachdem die Hütte der frommen Leute mit Mephistopheles' Hilfe zerstört worden ist, verschwindet dieser aus Fausts Nähe, d. h. sein Werk ist vollendet, die Seele des nur dem Irdischen, Weltlichen zugewandten Menschen ist seiner Macht unwiderstehlich verfallen, und der Teufel schiebt sich an, seine Beute, die ihm sicher ist, in Empfang zu nehmen.

Unzweideutig klar reihen sich nun an der Schnur des festzuhaltenden und bisher stets festgehaltenen Gedankenganges die noch folgenden Szenen an, die, weil der Lösung immer näher rückend, um so inhaltvoller und wichtiger sind. Mit sich und allem Hohen zerfallen, von dem Gefühl der Nichtbefriedigung und von quälenden Gewissensstrupeln gepeinigt („Ich war ein Mensch, eh' ich's im Düstern suchte, mit Frevelmut mich und die Welt verfluchte“; „ich bin nur durch die Welt gerannt, ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren“; „im Weiterstreiten find' er (der Tüchtige) Dual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick“! „Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los“), erfährt er die Annäherung der vier Gestalten: Mangel, Not, Schuld und Sorge, von denen die ersten drei wieder weichen, während die letzte bei ihm verharrt, sie, die sich durchs Schlüsselloch einschleicht. Dies bedeutet: die Sorge dringt überall ein und bleibt da, selbst wenn Mangel, Not und Schuld schwinden, d. h. wenn mit dem Bewußtsein des erlangten Reichtums sogar das Schuldbewußtsein endlich erstickt ist.

Wenn nun die Sorge ihn anhaucht und dadurch erblinden läßt, so will der Dichter sagen, daß Fausts Gewissen, anstatt ihn zu besserem Thun zu bringen, ihn für sein wahres Heil blind macht, und was ist nun das „im Innern leuchtende, helle Licht“? Es ist die scheinbar beglückende, konsequente Fortsetzung seines einmal begonnenen frevelhaften Handelns, welches ihn selbst auf Kosten der Mitmenschen befriedigen und seinem egoistischen Streben neue Nahrung geben soll. Hiermit ist ohne Zweifel der tiefste Standpunkt angedeutet, auf welchen das gottentfremdete, bloß auf irdische Ziele gerichtete Ringen des Menschen, selbst des mit den größten Geistesgaben begnadeten, gelangen muß. Wie für das, was ihn noch zu der Erfüllung der höheren Menschenpflichten leiten könnte, blind, ist Faust nun auch ganz unempfänglich für die drohenden Anzeichen des nahenden Todes; glaubt er doch in dem Arbeiten der von Mephistopheles in Dienst genommenen Lemuren die Ausführung der von ihm selbst erteilten Befehle zu bemerken. Noch mehr: denselben Geist, der ihm schon siegesgewiß Grab und Verderben bereitet, bestallt er in blindem Wahn zum Aufseher seiner geplanten Werke; immer größer wird seine Verblendung, denn das Klirren der sein Grab schaukelnden Höllengeister versetzt ihn in Entzücken, und in dem Bewußtsein, daß die von ihm verkannte Grabesarbeit der Lemuren seinen frivolen, egoistischen Zwecken diene, empfindet er jetzt einen hohen Genuß, d. h. in seiner völligen Verblendung findet er sogar Gefallen am Bösen selbst. Und dennoch — und hiermit kommen wir zu einer wohl vielfach mißverstandenen Stelle der Dichtung — trotz seiner augenblicklichen Befriedigung an dem ihm bewußten bösen Streben, welches er durch das Gefühl des ihm sicheren Ruhmes gekrönt wähnt („Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Nonen untergehn“), ist diese Stimmung doch nur ein Vorgefühl höchsten Glückes, also mehr eine Selbsteinredung als ein wirkliches Glücksgefühl, und hiermit ist das ausgedrückt, worauf das ganze Drama als auf die Hauptsache ausgeht: alles noch so eifrige, vom Wissensdrang befeelte Streben, welches sich von Gott abwendet, in irdischer Liebe erglüht, dadurch die Unschuld vernichtet, darauf in Reichtum, Macht und Sinnengenuß seine Befriedigung sucht und diese schließlich in scheinbar menschenwürdiger, aber nur egoistischer Thätigkeit zu finden meint, insolge dessen zum Selbstgefallen am Bösen herabstinkt,

alles dies, also das mit menschlichen Leidenschaften Erstrebte, führt den Menschen zum Verderben und in die Gewalt des Bösen, dem er nun ganz anheimfallen müßte, wenn nicht — und hiermit setzt das Neue, das Hauptziel der ganzen Dichtung, ein — die ewige Liebe Gottes sich des verlorenen und verkommenen Menschen erbarmte und ihn aus Gnade zur Seligkeit führte.

Nun giebt es kein Emporringen mehr aus eigener Kraft, da ja überhaupt der Wille dazu fehlt, nun muß die göttliche Liebe einsetzen, durch welche allein der Verlorene gerettet werden kann; „Sündern (zu) vergeben, Streit zu beleben“, nahen die „himmlischen Heerscharen“, „die allmächtige Liebe“ macht sich geltend, deren „Offenbarung zur Seligkeit entfaltet“; die schon annähernd empfundene „Gegenwart Gottes stärkt“; wer immer strebend sich bemüht, der kann erlöst werden, nicht aber durch sich selbst, sondern „die Liebe von oben“ vollbringt diese Erlösung.

Die am Anfange dieser Abhandlung behauptete psychologische Notwendigkeit, welche Goethe zur Abfassung eines Dramas mit diesem speziell religiösen Inhalt trieb, empfängt ihre Bestätigung nicht nur durch die nun noch folgenden Szenen, sondern ganz besonders durch die geradezu weiheliche Stimmung, welche unbestreitbar über denselben ruht. Solche Worte und Verse, wie wir sie hier finden, konnten nur aus einem für die Höhe des ausgeführten Gedankens begeisterten Gemüthe hervorquellen, vor allem aber spricht dafür die Einführung des Geistes der Gretchen selbst. Alle die bittenden und vermittelnden Stimmen der frommen Personen, welche für Fausts Erlösung eintreten, genügen noch nicht, seine Sühnung und die Aufnahme in die Seligkeit zu erwirken, erst die unmittelbare, Veröhnung und Befeligung ersiehende Stimme der durch Faust vernichteten Unschuld und Frömmigkeit, also die absolute Vergebung und Sühnung, der Abglanz der göttlichen Liebe selbst, führt Fausts eben dem Teufel entrissene Seele der Seligkeit zu. Gerade mit Goethes zahlreichen Worten über die Unerforschlichkeit des göttlichen Wesens, dessen volle Erfassung dem menschlichen Auge und Verstande entrückt ist, stimmt es auch überein, daß Gott selbst in diesen letzten Szenen weder handelnd noch redend eingeführt wird, sondern nur die dem Menschen allenfalls erkennbaren Äußerungen und Offenbarungen seines Wesens als vermittelnd und die Erlösung bewirkend auftreten. Das „Ewig-Weibliche“, d. h. die wahre, uneigennützig, ewig dauernde Liebe zieht den Menschen empor zu Gott, zu dem alles gottentfremdete, nur menschliche Streben durch eigene Kraft niemals führen kann.

Die Aufführung.

Der in den vorstehenden Seiten entwickelte Versuch einer Erklärung des zweiten Teils der Faust-Dichtung kann selbstverständlich nicht den Anspruch absoluter Richtigkeit und daher allgemeiner Anerkennung erheben, sondern er will nur die Möglichkeit nachweisen, von einem richtig gewonnenen Standpunkte aus mit Beiseitelassung eines umfangreichen, zum eigentlichen Thema nicht gehörigen Stoffes die durch das Ganze sich hindurchziehende Schnur aufzudecken und festzustellen. Aber selbst wenn dies gelungen sein sollte, ist damit die Schwierigkeit der Frage, ob und in welcher Weise dieser Teil des Dramas aufgeführt werden soll, noch keineswegs gehoben, vielmehr fühlt man sich, grade wenn man durch das dunkle Didicht der aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens gesammelten und hier eng verschlungenen Gedanken und Bilder den richtigen Pfad gefunden zu haben und das Ende dieses Geisteswaldes schon gelichtet zu sehen glaubt, ganz besonders zu der Frage angeregt, ob überhaupt dieser zweite Teil auf die Bühne gebracht werden kann und darf. Einige Äußerungen des Dichters selbst scheinen dafür zu sprechen, daß dies allerdings seine Absicht gewesen sei, wenn auch das zu Eckermann gesprochene Wort: „Ein Stück, das nicht ursprünglich mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bretter geschrieben ist, geht nicht hinauf“, zumal der Schluß desselben, nicht klar genug ist; aber um so seltsamer erscheint uns dann die Thatsache, daß der erste Teil erst so lange nach seiner Vollendung, erst kurz vor Goethes Tode und zwar auf das Drängen vieler Freunde, der zweite aber zu Goethes Lebzeiten gar nicht aufgeführt worden ist. Wieder andere seiner Worte zeugen von der entgegengesetzten Absicht, die vielleicht schon in dem öfters zu findenden Ausdruck: „die Leser“ (des Stücks) liegt, ja von einer gewissen, hierauf bezüglichen Entsagung, und dieses Gefühl muß wohl schließlich bei Goethe das überwiegende geworden und geblieben sein. Aber auch nach seinem Tode ist der zweite Theil des Faust, während der erste vielfach aufgeführt und infolge dessen immer bekannter wurde, Jahrzehnte hindurch nicht zur Darstellung auf der Bühne gelangt; erst in neuerer Zeit hat man gemeint, auch diesem dramatischen Geschenk des Dichterheroen seine volle Würdigung und dem letzteren dadurch einen schuldigen Tribut der Ehrfurcht und Dankbarkeit erteilen zu müssen, und so ist denn hier und da dieses wunderbare Gebilde dichterischer Schöpfung dem Publikum von der Bühne aus dargeboten worden.

Für die Frage der Wiederholung und des definitiven Bürgerrechts dieses Stückes auf der Bühne müßte nun die Erfahrung maßgebend sein, welche bei solchen Aufführungen über die Teilnahme und das Verständnis des Publikums gemacht worden sind. Daß die erstere jedesmal eine ganz bedeutende war, ist erwiesen und war auch zu erwarten, wenn auch die Gründe für dieselbe sehr verschiedener Natur sein mögen. Ein Teil des diese Vorstellungen besuchenden Publikums erwartet unlegbar von der Aufführung ein tieferes oder wenigstens ein einigermaßen befriedigendes Verständnis für den Sinn des Ganzen und für die vielen geheimnisvollen Einzelheiten, die man beim Lesen nicht zu lösen vermocht hat, eine Erwartung, welche sich bei anderen Stücken als vielfach berechtigt erwiesen hat. Ein anderer Theil hat sich schon beim wiederholten und nachdenklichen Lesen des Dramas ein eigenes Urteil

über dasselbe gebildet und will nun sehen, ob andere diese Auffassung teilen oder eine andere, vielleicht ganz entgegengesetzte, darstellen, deren Wert mit dem der eigenen Anschauung nun verglichen werden soll. Ebenso wie das vorher erwähnte Streben nach Belehrung ist auch diese Teilnahme zum Zweck der Kritik durchaus berechtigt, keineswegs aber ebenso diejenigen Gründe, welche die noch übrigen Zuschauer (und deren sind stets sehr viele) zum Besuch des Theaters veranlassen, wenn der zweite Teil des Faust angekündigt ist. Eine nicht geringe Anzahl wohnt dieser Aufführung bei, weil es zum guten Ton gehört, grade während einer bestimmten Saison, wenn möglich, nur klassische Stücke zu sehen, oder weil man durch die Betrachtung grade dieses tiefstinnigsten und am schwersten verständlichen unter allen Stücken sich den Ruf eines wahrhaft gebildeten Menschen erwerben kann. Nicht bloße Vermutung, sondern erwiesene Thatsache ist es schließlich, daß viele, welche nur oberflächlich etwas von diesem wunderbaren Werke vernommen haben, sich darauf freuen, ausnahmsweise einmal Teufel und Engel, ja womöglich Gott selbst auf der Bühne zu sehen, und für dieses ganz besondere Vergnügen einmal einen höheren Preis anlegen selbst auf die Gefahr hin, bei den übrigen Szenen des Stückes sich aufs höchste zu langweilen. Aus der Zahl der Theaterbesucher bei der Aufführung des zweiten Teils von Goethes Faust darf also weder auf ein wirklich vorhandenes Bedürfnis des Publikums noch auf die Notwendigkeit dieser Darstellung zum Zweck einer Befriedigung des Wissensdrangs geschlossen werden; es fragt sich vielmehr, ob der zuerst angegebene Zweck, dem ein Verständnis des Faust suchenden Publikum ein solches durch die Aufführung zu verschaffen, wirklich je erfüllt worden ist und erfüllt werden kann.

Wenn Goethe Eckermann gegenüber sich äußert: „Meine Sachen können nicht populär werden“, und: „alle Versuche, ihn (den Faust) dem Verstande näher zu bringen, sind vergeblich“, so liegt darin wohl schon die Erkenntnis, daß dieses Drama nicht auf die Bühne gehört, ebenso aber die Warnung vor vergeblichen Versuchen, hierdurch ein tieferes und vielseitiges Verständnis zu erzielen. Diese aus Goethes Werken, wenn auch nicht ganz bestimmt, bestimmter aber aus der Thatsache der Nichtaufführung zu Goethes Lebzeiten hervorgehende Warnung ist zu beherzigen, d. h. es ist von der Aufführung des Stückes auf der Bühne ganz entschieden abzusehen. Das Theater ist eine Bildungsstätte und soll es sein, aber nicht bloß für den höchsten Geistesadel eines Volkes; auch nicht bloß für alle diejenigen, welche man im allgemeinen als gebildete Menschen bezeichnet, sondern auch für weitere Schichten der Bevölkerung, und dieser Aufgabe könnte das Theater mit einer solchen Darstellung nicht genügen. Aber gesetzt auch, es sollte, was ja ganz berechtigt wäre, einmal ausnahmsweise nur für die wirklich wissenschaftlich Gebildeten ein genußreicher und belehrender Abend geschaffen und zu diesem Zwecke der zweite Teil des Faust gegeben werden, wie gering würde auch dann immer noch die Zahl derjenigen sein, welche nun ein wirkliches Verständnis empfangen und über das Ganze sich klar würden! Um dies zu erreichen, müßte zunächst alles, was wir oben öfters als eingestreute Bemerkungen und als wissenschaftliche oder literarische Exkurse bezeichnet haben, weggelassen und nur der einfache, jeder Seitenablenkung entkleidete Gedankengang dargeboten werden. Wer aber kann und darf diese Aenderung und Streichung und womöglich auch eine zur Erkenntnis des Zusammenhangs notwendige Ergänzung vornehmen, um zu dem Glauben sich aufzuschwingen, hiermit im Sinne und Geiste des Dichters zu handeln? Wenn aber diese hier angedeutete Aenderung nicht geschieht, sondern das Ganze, so wie es ist, aufgeführt wird, dann würde gewiß die aufrichtige Antwort des Publikums nach dem Spiele der Darsteller ebenso lauten wie das Wort des Schülers zu Mephistopheles: „Kann euch nicht eben ganz versteh'n!“

Wenn Goethe mit Absicht, wie wir genau erfahren, so unendlich vieles aus den Gebieten der antiken Geschichte und Mythologie, der deutschen Litteratur, der Kunst und Wissenschaft in seine Dichtung verwoben und sogar bedauert hat, daß es ihm unmöglich geworden sei, noch mehr solcher Beziehungen und Anspielungen einzuflechten, so kann er nicht den Wunsch gehegt haben, das Ganze zur Aufführung auf die Bühne zu bringen. Denn abgesehen davon, daß er selbst gewisse Szenen als „tolles Zeug“ und als „dramatischen Unsinn“ bezeichnet hat, konnte er keineswegs annehmen, daß auch die Gebildetsten der Mit- und Nachwelt einen großen Teil von allen jenen poetischen Abschweifungen, viel weniger alle selbst beim Lesen, also erst recht nicht bei der schnellen und ununterbrochenen Aufeinanderfolge der bunten Bilder auf den Brettern verstehen würde, und ein dem bedeutend überwiegenden Teile des Publikums unverständliches Stück konnte er unmöglich aufgeführt wünschen. Grade in der bestimmten Annahme, daß man diesen Plan wohl niemals fassen und verwirklichen würde, ließ sich der poestie- und phantastevolle Greis nicht abschrecken, vom eigentlichen Pfade des Gedankenzusammenhanges nach allen Seiten hin abzuschweifen und, so gut es ging, alles das an den Faden anzureihen, was sich in langer Lebens- und Arbeitszeit als Geistesbesitz in ihm festgesetzt hatte. Wie der Greis jüngeren Generationen gegenüber so oft und so gern mit großem Erfolge zum Zweck der Belehrung aus dem reichen Vorn seiner Erfahrungen und Kenntnisse schöpft und mit einer gewissen Behaglichkeit, die leicht zur Breite ausartet, von der Höhe seiner Lebensanschauungen den Blick auf die weit ausgedehnten Gebiete, die er durchmessen, schweifen läßt, so konnte auch Goethe in diesem seine dichterische Arbeit beschließenden Werke sich nicht enthalten, alles, was in ihm lebte und sonst noch nirgends zu poetischem Ausdruck gekommen war, hier niederzulegen. Es ist vielleicht unstatthaft, hierbei überhaupt von einer Verzeihung sprechen zu wollen, die man dem Dichter angedeihen lassen müßte, davor schreckt uns die Achtung vor seiner Größe ab; mindestens darf ihm aus diesem Kunstwerk, in dem an das Leitmotiv so viele herrliche Variationen und Nebenklänge angefügt sind kein Vorwurf gemacht werden, aber andererseits ist es auch als sicher zu betrachten, daß Goethe an eine Aufführung dieses ganzen Wertes nicht gedacht hat. Denn nicht bloß unverständlich wird und muß

bei einer solchen Aufführung sehr vieles, wenn nicht das Meiste, bleiben, sondern — *sit venia verbo* — gradezu lächerlich müssen bei dem Mangel an Verständnis viele Szenen und einzelne Figuren auf den Zuschauer wirken, man denke nur an den sprechenden Homunculus in der Flasche, den Chor der Insekten, die fortwährend schnarrenden Greise, die kolossalen Ameisen, die Daktylen und Pygmäen, die krächzenden Kraniche des Iphitus, die Sirenen und Tritonen und an so vieles Andere; schon aus diesem einen Grunde verbietet es sich gradezu als eine Pflicht der Pietät vor dem großen Dichter selbst, den zweiten Teil des Faust auf die Bühne zu bringen. Was von Goethe tief empfunden, mit Liebe und Begeisterung gedichtet und einem großen Zwecke gewidmet worden ist, darf auf keinen Fall Gegenstand einer unwürdigen Aufnahme und einer aus mangelhaftem Verständnis sich herleitenden, oberflächlichen, ja vielleicht ganz abfälligen Kritik werden, das Kunstwerk darf nicht zur Karrikatur, das poetische Vermächtnis eines Mannes wie Goethe nicht zum ermüdenden und nur Langeweile hervorrufenden Ausfüllungsstoff eines Theaterabends erniedrigt werden. Wer jemals einer solchen Aufführung beigewohnt hat, wird sich dieses Eindruckes kaum haben erwehren können, zugleich aber wird derselbe, wenn er aufrichtig ist, unumwunden zugestehen, daß ihm, auch wenn er zu den Gebildetsten und zu denjenigen gehört, die schon mit einem bestimmten Urteil über den Inhalt und Zweck des Stückes das Theater betreten haben, ein tieferes Verständnis durch das Spiel selbst keineswegs aufgegangen ist.

Und woher sollte dieses auch kommen? Von der alles klar machenden Kunst der Schauspieler, die durch ihr lebenswahres Spiel die Gedanken und Empfindungen des Dichters dem Zuschauer zugänglich und verständlich machen sollen? Die Möglichkeit einer Erfüllung dieser hohen Aufgabe durch die mimische Kunst soll bei allen übrigen, durch das bloße Lesen nicht verständlich gewordenen oder nicht genug gewürdigten Dramen nicht bestritten werden, bei der Aufführung des zweiten Teils des Faust ist sie gradezu undenkbar, und warum? Selbst wenn man an die Auffassungskraft und die Darstellungskunst der Schauspieler nur ganz geringe Ansprüche stellen will, so ist es doch zum mindesten berechtigt, vorauszusetzen, daß sie die von ihnen gespielte, wenn auch noch so bescheidene Rolle verstehen. Aber bei aller Achtung vor der wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung und vor dem Streben der besten Schauspieler ist doch ohne Zweifel das ernste Bedenken berechtigt, ob wohl unter den tüchtigsten Vertretern dieser Kunst ein Einziger in sich das volle Verständnis für die Rolle des Faust oder des Mephistopheles fühlen mag, und selbst wenn es mehrere solcher besonders begabter Künstler gäbe, wie steht es mit denen, welche die anderen Rollen zu spielen haben? Wer von diesen weniger Begabten — denn wieviel Koryphäen des Geistes zählt selbst die beste Bühne! — will sich mit begründeter Zuversicht bereit erklären, die Rolle der Helena, des Homunculus, des Euphorion und anderer Figuren mit Verständnis und Erfolg zu spielen? Ein Drama also, dessen große und kleine Rollen nicht durchweg von den Darstellern verstanden werden können, darf nicht aufgeführt werden, wenn es nicht direkt entwürdigt werden soll.

So möge denn Goethes unsterbliche Dichtung, das literarische Mysterium des deutschen Volkes, immer von neuem wie bisher die Forschung und das Nachdenken anregen und beleben; immer neue Erklärungsversuche mögen und werden folgen und in dem Anspruch auf Wahrheit und allgemeine Anerkennung sich ablösen, ohne daß vielleicht jemals eine Einigung in dieser Frage erzielt wird. Und selbst dies ist zu begrüßen als ein Sporn zu des Menschen schönstem Vorrecht und geistigen Vergnügen, zum unentwegten Ringen nach der Wahrheit, so lange diese Arbeit noch als eine ideale und nicht, wie es manchmal scheinen will, als eine, weil nicht greifbaren, materiellen Nutzen bringende, also lächerliche und verwerfliche betrachtet wird. Der geweihte Raum aber, wo des gottbegnadeten Dichters Riesenwerk seine Pflagestätte und Arbeitsflur finden und von wo aus das ernste Sinnen und Nachfühlen sich in Verstand und Gemüt der von demselben Interesse Belebten übertragen und dort neue Triebe wecken soll, möge das Studierzimmer oder der Ort sein, wo der allgemein wissenschaftlich Gebildete nach des Tages anstrengender Arbeit aus dem Gebiete des Idealen seinem Geiste Erquickung und neue Nahrung zuführen will!

I. Allgemeine Lehrverfassung.

1. Zahl der Lehrstunden in den einzelnen Klassen und Unterrichtsgegenständen.

	VI	V	IV	IIIb	IIIa	IIb	IIa	1b	Ia	Summa	Vorschule		
											III	II	I
Religion	3	2	2	2	2	2	2	2	2	19	2	2	2
Deutsch	3	3	3	3	3	3	3	3	3	27	8	8	8
Lateinisch	8	7	7	6	6	5	5	5	5	54	—	—	—
Französisch	—	5	5	4	4	4	4	4	4	34	—	—	—
Englisch	—	—	—	4	4	3	3	3	3	20	—	—	—
Geschichte und Geographie .	3	3	4	4	4	3	3	3	3	30	—	—	1
Rechnen und Mathematik .	5	4	5	5	5	5	5	5	5	44	5	5	5
Physik	—	—	—	—	—	3	3	3	3	12	—	—	—
Chemie	—	—	—	—	—	—	2*)	2	2	6	—	—	—
Naturbeschreibung	2	2	2	2	2	2	—	—	—	12	—	—	—
Schreiben	2	2	—	—	—	—	—	—	—	4	3	3	4
Zeichnen	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18	—	—	—
Summa	28	30	30	32	32	32	32	32	32	—	18	18	20
												+ 1	+ 1
												Gesang	

Sämtliche Klassen von Sexta bis Untersekunda inkl. haben Wechselstunden, die getrennten Unterricht genießen. Diese Einrichtung der Wechselstunden ermöglicht trotz des jährigen Kurses eine zweimalige Versetzung und Aufnahme neuer Schüler im Jahre.

*) Im chemischen Unterricht sind die Obersekundaner des 1. und 2. Semesters getrennt.

2. Verteilung der Stunden.
a. Im Sommersemester 1891.

Nr.	Lehrer	Chemie	Physik	Zusch	Latin	Praktisch	Speziell	Geschichte mit Geographie	Mathematik mit Naturg.	Physik	Chemie	Samstag	sonstige Stunden
1.	Dr. Hoffert, Chemiker.	Ia		5 Ia		3 Ia 3 Ib							11
2.	Professor Dr. Stenzel, 1. Chemiker.	IIIb 2	2 IIIb						3 IIIb 1 3 IIIb 2		2 IIIb 1 2 IIIb 2		12
3.	Professor Thiemich*) 2. Chemiker.												8. 2. 2. 2.
4.	Professor Dr. Schulz, 1. Chemiker.			3 IIIa 2 6 IIIa 2				3 Ib 3 IIIb 1 4 IIIa 2					19
5.	Dr. Richter, 1. Chemiker.	IIIa 2						3 IIIa 2		2 Ia 2 Ib 2 IIIa 2	2 IIIb 2 2 IIIb 2 2 Va		19 and 2. 2. 2. 2. (2. 2. 2. 2.)
6.	Dr. Wagner, 1. Chemiker.	IIa				4 Ia 4 Ib 4 IIa	3 IIa 4 IIa 2						19
7.	Dr. Neuman, 1. Chemiker.	IIIb 1		3 IIIb 1 5 IIa 5 IIb 1				2 IIIa 1 Geogr. 3 VIa					18
8.	Quirich, 1. Chemiker.	Ib		3 Ia 3 Ib	5 Ib 6 IIIb 2			2 IIIb 2 Geogr.					19 (2. 2. 2. 2.)
9.	G. Schmidt, 1. Chemiker.	IIIb 1	2 I 2 IIa 2 IIIb	3 IIa 3 IIIb 1	6 IIIb 1			2 IIIb 1 Geogr.					20 (2. 2. 2. 2.)
10.	Dr. Krebs, 1. Chemiker.	IIIb 2		3 IIIb 2				3 Ia 2 IIIb 2 Geogr. 4 IVa					20
11.	Thürich, 1. Chemiker.							5 Ia 5 Ib	3 Ia 3 Ib		2 IVa 2 Vb		20
12.	Dr. Wolf, 1. Chemiker.	IIIa 1	2 IIIa 2 V	3 IIIa 1	6 IIIa 1 7 IVb								20
13.	Dr. Fink, 1. Chemiker.	IVb		3 IIIb 2 3 IVb				3 IIIa 3 IIIb 2 3 IIIa 1 Geogr. 4 IVb 3 Vb					21
14.	Schulz, 1. Chemiker.	Va		3 Va	5 IIIb 2 7 IVa 7 Va								22

*) Lehramt des ganzen Lehrjahrs wegen Krankheit beurlaubt.

Nr.	Lehrer	Chemie	Physik	Zusch	Latin	Praktisch	Speziell	Geschichte mit Geographie	Mathematik mit Naturg.	Physik	Chemie	Samstag	sonstige Stunden
15.	Dr. Fager, 1. Chemiker.								5 IIa 5 IIIb 2 5 IIIb 1	3 IIIa	2 IIIb 1 2 VIa		22 (2. 2. 2. 2.)
16.	Grünau, 1. Chemiker.	IVa		3 IVa				5 IVa 5 Va 4 IIIb 1	3 IIIb 2				20
17.	Sindemann, 1. Chemiker.							4 IIIa 1		5 IIIb 1 5 IIIa 1 5 IVa 5 IVb			24
18.	Dr. Fink, 1. Chemiker.	Vb		3 Vb 3 VIIb 8 VIIb				2 IIIb 1 Geogr.					23
19.	Dr. Schulz, 1. Chemiker.	VIIb						3 Va 3 VIIb 5 VIIb	5 IIIb 2 5 VIIb	2 IIIa 1 2 IIIa 1			22 and 2. 2. 2. 2.
20.	Dr. Wenke, 1. Chemiker.	VIa		3 VIa 8 VIa				4 IIIb 1 4 IIIb 1	3 IIIb 1				22 (2. 2. 2. 2.)
21.	Ranke, 1. Chemiker.			2 IV 3 VI						5 VIa		8 I 8 II 8 III 8 VI	26
22.	Wettinger, 1. Chemiker.											24 13. 13. VI	24
23.	Schlich, 1. Chemiker.			2 Ia 2 IIa IV 3 Va VI									6
24.	Dr. Sauer, 1. Chemiker.			2 IV 2 Va VI									4
25.	Dr. Fink, 1. Chemiker.							4 IIIb 2 4 IIIa 2 5 IVb 5 Vb	4 IIIb 2				22
26.	Walter, 1. Chemiker.	8. I	2 8. I 8 8. I					1 8. I Geogr.		4 Va 4 Vb 5 8. I			1 8. I 25
27.	Wagner, 1. Chemiker.	8. II	2 8. I 8 8. II							5 8. II		3 Va 2 Vb 4 8. I 3 8. II	26
28.	Göbel, 1. Chemiker.	8. III	2 8. II 2 8. III	8 8. III						5 8. III		2 VIa 2 VIb Hilfsst. 3 8. III	1 8. II 26

3. Die im Schuljahre 1891/92 absolvierten Pensen

sind dieselben wie in den Vorjahren.

1. Deutsche Lektüre.

Ia: Oden von Klopstock. Auswahl aus der Hamburgischen Dramaturgie und aus Laokoon. Schiller, akademische Antrittsrede. Lessing, Abhandlungen über die Fabel, I. II.

Ib: Gedichte von Goethe und von Schiller. Einzelne Dichtungen von Hans Sachs. Goethes Iphigenie.

IIa: Schillers Wallenstein, Maria Stuart. Oden von Klopstock. Braut von Messina. König Odisseus (übers. von Thudichum). Schillers Gedankenthrift.

IIb: Die kulturgeschichtlichen Gedichte Schillers. Wilhelm Tell. Jungfrau von Orleans. Minna von Barnhelm. Ilias.

2. Deutsche Aufsätze.

Ia: 1. Was nenn' ich groß . . . als was mit unwahrscheinlichem Erfolge der Mutige begann? 2. Große Männer gehören der ganzen Menschheit an. 3. Wie erklärt Lessing das tragische Mitleid und die tragische Furcht? (Klassenarbeit). 4. Die poetische Gerechtigkeit in Shakespeares Richard III. 5. Geibels dramaturgische Epistel. 6. Wie feiert Goethe im Epilog zu Schillers Glocke den Dichter als Idealisten? 7. Körner als Sänger der Freiheit. 8. Warum treten meistens Tiere in der Fabel auf? (Klassenarbeit). 9. In welchen Bedeutungen kommt das Wort Handlung in Lessings erster Abhandlung über die Fabel vor? 10. Abiturientenarbeit zu Ostern 1892.

Ib: 1. Wer besitzt, der lerne verlieren. 2. Das Fürstenideal in Klopstocks Oden. 3. Vulgus levi et vana aura mobile. (Nach Livius XXIV.) 4. Goethes Gedicht Herbstgefühl. 5. Hans Sachs nach Goethes Darstellung (Klassenarbeit). 6. Des Lebens Probe ist der Tod. 7. Der Umschwung in der Seele des Wanderers in Goethes gleichnamigem Gedicht. 8. Worin gleichen sich die beiden Goethischen Gedichte Mahomets Gesang und Adler und Taube? 9. Warum nennt Anastasius Grün den letzten Menschen auch den letzten Dichter? 10. Gedankengang in Schillers Künstlern (Klassenarbeit).

IIa: 1. Gewitter und Krieg. 2. Ist das Wort Terzlys berechtigt: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert“? 3. Wie wirkt die Gräfin Terzka auf Wallensteins Entschliessungen ein? 4. Die Bedeutung des Meeres für die Menschen. 5. Gedankengang der Ode „Der Zürchersee“ (Klassenarbeit). 6. Die Rittlizene. 7. Alles kann der Edle leisten, der versteht und rasch ergreift. 8. Die Macht des Gesanges. 9. Viel des Gewaltigen giebt's; doch nichts ist gewaltiger als der Mensch (Sophokles). 10. Die Chorlieder in der „Braut von Messina“.

IIb¹: 1. Bauwerke sind redende Denkmäler. 2. Durch welche Umstände wird in Schillers „Wilhelm Tell“ die Katastrophe herbeigeführt? (Klassenarbeit). 3. Schuld und Sühne der Jungfrau von Orleans nach Schiller. 4. Worin liegt das Romantische in Schillers „Jungfrau von Orleans“? 5. Die Grundidee in Lessings „Minna von Barnhelm“ (Klassenarbeit). 6. Über die Erziehung des Menschen zu geordneter Thätigkeit nach Schillers Gedicht „Das eleusische Fest“. 7. Wie rechtfertigt Wilhelm Tell seinen Entschluß: „Hier vollend' ich's“? 8. Ein edles Thun belohnt sich selbst. 9. Major von Tellheim. 10. Charakteristik Hermanns nach dem zweiten Gesange von Goethes „Hermann und Dorothea“ (Klassenarbeit).

IIb²: 1. Drei Dinge machen einen guten Meister: Wissen, Können und Wollen. 2. Was lehrt uns der erste Gesang der Ilias in Bezug auf die Geschichte Griechenlands im homerischen Zeitalter? 3. Klug ist, wer stets zur rechten Stunde kommt, doch klüger, wer zu geh'n weiß, wenn es frommt (Geibel) (Klassenarbeit). 4. Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft (Grillparzer). 5. Eine Nacht im Kriegslager vor Troja nach Ilias X (Klassenarbeit). 6. Über die Bedeutung der Göttin Athene im homerischen Zeitalter. 7. Odysseus und Penelope. (Nach der Odyssee.) 8. Die drei weiblichen Hauptgestalten in Schillers „Wilhelm Tell“ (Klassenarbeit). 9. Was treibt die Menschen in die Ferne? 10. Charakteristik Karls VII. in Schillers „Jungfrau von Orleans“ (Klassenarbeit).

3. Fremdsprachliche Lektüre.

Ia: Auswahl aus Livius. Oden von Horaz. — Mignet, Histoire de la Terreur. Racine, Britannicus. — Dickens, A Christmas Carol. Shakspeare, Richard II.

Ib: Livius XXIV u. XXV. Virgil, Aen. IV. — Souvestre, Un philosophe sous les toits. Molière, Le Tartufe. Lafontaine, Fables. — Macaulay, Lord Clive. W. Irving, Sketchbook.

IIa: Sallust, bell. Jug. Ovid, Metam. III. — Scribe et Legouvé, Adrienne Lecouvreur. Lafontaine, Fables. — Macaulay, History of England, chapt. I.

- IIb:** Curtius, Rufus VII u. VIII. — Daudet, ausgew. Erzählungen (IIb¹). Voltaire, Siècle de Louis XIV. (IIb²). — Southey, Life of Nelson (IIb¹). Hume, Reign of Queen Elizabeth (IIb²).
IIIa: Caesar, bell. Gall. VII u. I. — Charles XII. 1—4. — Leseftüde aus Mefferts Elementarbuch.
IIIb: Caesar, bell. Gall. III u. IV. — Michaud, I. croisade 1, 4. — Leseftüde aus Mefferts Elementarbuch.

4. Französische Aufsätze.

Ia: 1. La conspiration de Fisque. 2. Richelieu. 3. Charles Quint et François I. 4. Il est glorieux de mourir pour la patrie (Klassenarbeit). 5. Les grandes nations ont toujours aspiré à l'empire de la mer. 6. Charles I. d'Angleterre. 7. Guerre de la succession d'Espagne. 8. Les enseignements de l'histoire (Klassenarbeit). 9. Napoléon I. à l'apogée de sa gloire. 10. Abiturientenaufsatz zu Ostern 1892.

Ib: 1. Othon le Grand. 2. Résultats des croisades. 3. La lutte d'indépendance des Pays-Bas. 4. La guerre d'indépendance de la Prusse en 1813 et 1814. 5. L'auteur d'une grande entreprise en porte la récompense dans son âme. 6. Vercingétorix. 7. Henri I. l'Oiseleur. 8. L'état de l'Europe depuis 1859. 9. Thémistocle. 10. C'est une belle chose de délivrer la patrie (Klassenarbeit).

IIa: 1. Les Normands. 2. Découverte de l'Amérique par Colomb. 3. Deuxième guerre punique. 4. Les Cents Jours. 5. Guerre contre Persée. 6. Les Cimbres et les Teutons.

5. Aufgaben für die Abiturienten.

Zu Michaelis 1891. 1) Deutscher Aufsatz: Wie urteilt Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie über Voltaire? 2) Französischer Aufsatz: S. Ia, 5. 3) Übersetzung aus dem Lateinischen: Livius XXII, 52 a. C. und 53. 4) Mathematische Aufgaben: a. In einer geometrischen Reihe von 3 Gliedern beträgt die Summe des 2. und 3. Gliedes, vermindert um das 1. Glied $27\frac{1}{2}$, das Produkt des 1. Gliedes mit der Summe des 2. und 3. Gliedes 75. Wie heißt die Reihe? b. Legt man durch die Endpunkte der von einer Ecke ausgehenden Kanten eines Parallelepipedons eine Ebene, so theilt sie die von derselben Ecke ausgehende Diagonale des Parallelepipedons im Verhältnis 1 : 2. Wieviele solcher Teilpunkte giebt es im Parallelepipedon, von welchem Körper sind dieselben die Ecken, und in welcher Lage und Größenbeziehung steht derselbe zu dem gegebenen Parallelepipedon? c. Von einem Dreieck sind gegeben die Differenz zweier Seiten $a - b = D = 7,63$ cm, die Differenz der Höhensegmente der dritten Seite $p - q = d = 15,12$ cm und der Radius des dem Dreieck umgeschriebenen Kreises $r = 47,35$ cm. Wie groß sind die Winkel des Dreiecks? d. In dem Dreieck ABC liegt die Seite AB fest. Welches ist der Ort für die Spitze C, wenn der Schwerpunkt sich auf der Peripherie eines gegebenen Kreises K bewegt? Axen AB und das in O, der Mitte von AB, errichtete Lot OY; Koordinaten des Kreismittelpunktes p, q; Halbmesser von K ist r. 5) Physikalische Aufgaben: a. Welche Anfangsgeschwindigkeit muß ein Körper besitzen, wenn er eine schiefe Ebene, deren Länge $l = 250$ m beträgt und die unter einem Winkel $\alpha = 12^\circ$ geneigt ist, bei dem Reibungskoeffizienten $\rho = 0,04$ ersteigen soll? b. Ein Luftpyrometer habe das Volumen $V = 18$ ccm bei 0° . Dasselbe nehme nach der Erhitzung und dem darauf folgenden Abkühlen in eiskaltem Wasser $V = 12$ ccm Wasser auf. Wie hoch war die Temperatur, wenn der lineare Ausdehnungskoeffizient für Platin $\alpha = 0,000088$ und der kubische Ausdehnungskoeffizient der Luft $\beta = 0,003665$ beträgt?

Zu Ostern 1892. 1) Deutscher Aufsatz: Wie schildert Goethe in der Zueignung die Poesie in ihrem Wesen und ihrer Wirkung? 2) Französischer Aufsatz: La gloire du monde passe vite. 3) Übersetzung aus dem Lateinischen: Livius IX, 32. 4) Mathematische Aufgaben: a. In eine Kugel (Radius $R = 6$ cm) einen geraden Kegel so einzuschreiben, daß das Volumen desselben $= \frac{1}{2}$ von dem Volumen der Kugel ist. (Kubische Gleichung.) b. An einem Orte, dessen geographische Breite $\varphi = 40^\circ 55' 14''$ gegeben ist, fiel am 24. Juni vormittags 8 h wahrer Sonnenzeit der Schatten eines $h = 50$ m hohen Turmes gerade nach Westen. Wie hoch stand die Sonne, und wie lang war der Schatten des Turmes? c. In ein gegebenes Rechteck einen Rhombus so einzuschreiben, daß von 2 Gegenecken des ersteren gleichschenkelige Dreiecke abgeschnitten werden. d. Gegeben eine Hyperbel mit den Axen $A_1 A_2$ und $B_1 B_2$. In dem beweglichen Peripheriepunkte P der Hyperbel ist an diese die Tangente gelegt, welche $A_1 A_2$ in C schneidet. Welches ist der Ort für den Durchschnitt N von $A_2 P$ und $CL \perp A_1 A_2$? 5) Physikalische Aufgaben: a. Ein eiserner Hammer von $Q = 500$ kg Gewicht trifft beim Herabfallen auf ein Stück Blei von $p = 2$ kg und $t = 6^\circ$ Temperatur und steigt nach dem Stoße $h_1 = 0,3$ m weiter empor. Aus welcher Höhe ist der Hammer gefallen, wenn das Blei infolge des Stoßes auf $t_1 = 17,8^\circ$ erwärmt worden ist? Spezifische Wärme des Bleis $c = 0,03$, Arbeitsäquivalent der Wärmeeinheit $A = 424$ mkg. b. In einer hydraulischen Presse hat der Querschnitt des Kolbens der Druckpumpe einen Durchmesser $2r = 1,6$ cm, der Querschnitt des Kolbens der Presse einen solchen von $2R = 20$ cm; der Hebelarm des Pumpenkolbens ist $a = 3$ cm lang. Wie lang muß der Hebelarm der Kraft sein, wenn ein an ihm mit $p = 12$ kg arbeitender Mann in der Presse einen Druck von $Q = 12500$ kg ausüben soll?

II. Verfügungen der vorgesetzten Behörden.

Am 10. August 1891: Nach Verfügung des Magistrats tritt vom 1. April 1892 ab ein neues Freischulregulativ in Kraft. Nach demselben werden von der Gesamtschülerzahl der Klassen I bis IV höchstens 10 Prozent Freistellen verliehen. Schüler der Vorschulklassen erhalten keine Freischule.

In die Zahl der Freistellen sind eingeschlossen: 1) die gestifteten Freischulstellen, 2) die Freistellen für die Söhne der Lehrer, die an der Anstalt angestellt sind oder bis zu ihrer Pensionierung bezw. bis zu ihrem Tode angestellt waren.

Kinder solcher Eltern, die drei oder mehr Kinder in städtische höhere oder mittlere Schulen schicken, werden bei gleicher Würdigkeit und Bedürftigkeit vor anderen bevorzugt.

Kinder, die nach § 5 des bisherigen Regulativs von der Schulgeldzahlung befreit sind, bleiben es auch fernerhin, so lange noch zwei oder mehr ihrer Geschwister städtische oder mittlere Schulen besuchen.

4. Dezember 1891: Das königliche Provinzial-Schulkollegium setzt die Ferien für das Jahr 1892 folgendermaßen fest: Osterferien: Schluß Sonntag, 9. April; Schulanfang Dienstag, 26. April. Pfingstferien: Schluß Freitag, 3. Juni; Schulanfang Donnerstag, 9. Juni. Sommerferien: Schluß Donnerstag, 7. Juli; Schulanfang Dienstag, 9. August. Michaelisferien: Schluß Freitag, 30. September; Schulanfang Dienstag, 11. Oktober. Weihnachtsferien: Schluß Dienstag, 20. Dezember; Schulanfang Mittwoch, 4. Januar.

5. Februar 1892: Eine Verfügung des königlichen Provinzial-Schulkollegiums weist auf die Notwendigkeit der regelmäßigen Lüftung und möglichststen Reinhaltung der Turnhallen hin.

12. Februar 1892: Der Magistrat verfügt, daß für die Schüler, welche noch innerhalb der diesjährigen Osterferien, d. i. bis zum 25. April einschl., abgemeldet werden, für den Monat April kein Schulgeld zu erheben ist.

III. Chronik der Schule.

Das Schuljahr wurde Montag, den 6. April, eröffnet.

Da Herr Kandidat Hoppe beim Schluß vor den Osterferien 1891 ausgeschieden war, um seiner Militärpflicht zu genügen, fungierte Herr Schulamtskandidat Dr. Kribel als alleiniger Vertreter des noch während des ganzen Schuljahrs 1891/92 beurlaubten Herrn Prof. Thiemich.

Anfang Juni wurde Herr Dr. Wende zu einer 8wöchentlichen militärischen Dienstleistung einberufen und in seinem wissenschaftlichen Unterricht durch den Schulamtskandidaten Herrn Kummert, im Turnunterricht durch Herrn Dr. Ault vertreten.

Im Sommersemester veranstalteten Sonnabends von 5 bis 7 Uhr nachmittags die Herren Dr. Richter und Dr. Wende Turnspiele mit den Schülern aller Klassen. Der Erstgenannte unternahm außerdem an Nachmittagen in der Woche und an Sonntagen mit den Schülern verschiedener Klassen Turnmärsche in die Umgegend.

Zu Michaelis schieden aus dem Lehrerkollegium der erste Oberlehrer Herr Professor Dr. Gustav Stenzel und der technische Lehrer Herr Hermann Banke; der Erstere trat in den Ruhestand, der Letztere ging als ordentlicher Lehrer an die hiesige königliche Kunstschule über. — Herr Professor Stenzel hat in 34 1/2 jähriger Thätigkeit mit der zu seinem innersten Wesen gehörigen Treue und Gewissenhaftigkeit zum reichsten Segen seiner Schüler an der Anstalt gewirkt. Seine früheren Kollegen und Schüler hegen den aufrichtigen Wunsch, daß dem hochverehrten Manne noch manches Jahr wohlverdienter Ruhe in Gesundheit und Frohsinn beschieden sein möge. In Anerkennung seiner Leistungen und Verdienste wurde ihm nach seinem Scheiden aus dem Amte der Rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. Sein warmes Interesse für die Anstalt hat Herr Prof. Stenzel auch noch nach seinem Austritte dadurch bekundet, daß er im Wintersemester sich der sehr mühsamen Arbeit des Ordens der botanischen Sammlung freiwillig unterzogen und die Vollendung dieser Arbeit für den Sommer 1892 in Aussicht gestellt hat. — Herr Banke hat 11 1/2 Jahr treu und fleißig an der Anstalt gearbeitet, und von den Erfolgen seines Unterrichts legten die Leistungen der Schüler im Linearzeichnen, welches vorzugsweise das Gebiet seiner Thätigkeit war, ein vorteilhaftes Zeugnis ab.

Die durch den Abgang des Prof. Dr. Stenzel erledigte 1. Oberlehrerstelle wurde durch Ascension besetzt, infolge deren der bisherige 1. ordentliche Lehrer Herr Dittrich in die 9. Oberlehrerstelle einrückte und am 23. Dezember von dem Berichterstatter im Auftrage des Magistrats in Gegenwart des Lehrerkollegiums die bezügliche Vokation erhielt. Die durch die Ascension vakant gewordene letzte ordentliche Lehrerstelle wird einstweilen von dem Schulamtskandidaten Herrn Cierpinski verwaltet. — Nach dem Ausscheiden des Herrn Banke übernahm Herr Pettinger den gesamten Zeichenunterricht, Herr Walter die Gesangsstunden, und für den von Herrn Banke gleichzeitig erteilten Elementarunterricht wurde Herr Bodendorf berufen.

Zu Neujahr 1892 verließ die Anstalt nach 23 3/4 jähriger, ihr ausschließlich gewidmeter Amtsthätigkeit Herr Oberlehrer Dr. Wilhelm Richter, um seine vorzüglichen Eigenschaften, die von seinen Kollegen und seinen Schülern

stets hochgeschätzt worden sind, in dem größeren und verantwortlicheren Wirkungskreise als Leiter der hiesigen evangelischen höheren Bürgerschule I. zu betheiligen. — In den wissenschaftlichen Unterricht des Herrn Dr. Richter trat Herr Dr. Fraustadt ein, während Herr Wetekamp, ordentlicher Lehrer am Elisabetan, seine Turnstunden übernahm.

Bei der Sedanfeier erhielt die erste Prämie aus der Kette Stiftung der Primaner Wolfgang Richter, der seine Arbeit als Festrede vortrug. Ein zweiter Preis wurde der Arbeit des Primaners Kurt Langner zuerkannt. Außerdem wurden aus derselben Stiftung noch zwei Primaner und ein Obersekundaner prämiert, sowie aus dem Legat-Prämienfonds 23 Schüler fast sämtlicher Klassen, wobei auch hervorragende Leistungen im Zeichnen und Turnen Berücksichtigung fanden.

Am 23. September fand eine Gedenkfeier des 100jährigen Geburtstages Theodor Körners statt, bei welcher Herr Oberlehrer Schmidt eine kraftvolle und begeisterte Ansprache an die Schüler hielt.

Am Schillertage erhielt der Primaner Fritz Richter im Namen des hiesigen Schillervereins die Werke des Dichters als Prämie.

Die Festrede am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers hielt Herr Dr. Hise. Auch die übrigen patriotischen Gedenktage wurden in angemessener Weise begangen.

Das Gustav Friedeburgsche Legat erhielt am Geburtstage des Stifters (10. März) der Sextaner Max Hoffmann.

Die Prämie aus der Kahlerstiftung empfing am 26. März in der Loge „Friedrich zum goldenen Zepter“ der Obersekundaner Richard Mitschke.

IV. Statistische Mitteilungen.

A. Frequenztafel für das Schuljahr 1891/92.

	Vorschule												Sa.
	D. I	U. I	D. II	U. II	D. III	U. III	IV	V	VI	I	II	III	
1. Bestand am 1. Febr. 1891	15	6	22	58	41	77	83	86	73	52	33	31	577
2. Abgang b. zum Schluß d. Schuljahres 1890/91	7	1	7	14	1	5	8	9	6	3	1	1	63
3 a. Zugang durch Versetzung zu Ostern	1	2	10	20	26	28	34	30	23	17	17	—	—
3 b. Zugang durch Aufnahme zu Ostern	—	—	1	1	3	4	11	6	7	8	5	14	60
4. Frequenz am Anfang des Schuljahres 1891/92	9	6	24	55	49	78	92	79	67	51	37	27	574
5. Zugang im Sommersemester	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	—	2	5
6. Abgang im Sommersemester	8	2	8	12	2	3	11	6	4	1	—	5	62
7 a. Zugang durch Versetzung zu Michaelis	3	8	9	12	34	21	25	28	20	15	11	—	—
7 b. Zugang durch Aufnahme zu Michaelis	1	—	1	1	1	3	9	7	4	—	3	8	38
8. Frequenz am Anfang des Wintersemesters	5	9	18	47	70	65	95	83	60	46	36	21	555
9. Zugang im Wintersemester	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1	3
10. Abgang im Wintersemester	—	—	1	—	—	—	1	2	2	—	—	1	7
11. Frequenz am 1. Februar 1892	5	9	17	47	70	67	94	81	58	46	36	21	551
12. Durchschnittsalter am 1. Februar 1892	19,22	18,04	17,35	16,75	15,24	14,59	13,45	12,47	11,00	9,65	8,33	6,95	

B. Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler.

		Evang.	Kath.	Diff.	Juden	Einb.	Ausw.	Ausl.
1.	Am Anfang des Sommersemesters	415	49	1	109	502	64	8
2.	Am Anfang des Wintersemesters	405	42	1	107	478	71	6
3.	Am 1. Februar 1892	402	41	1	107	474	71	6

Das Zeugnis für den einjährigen Militärdienst haben erhalten zu Ostern 1891: 23, zu Michaelis 20 Schüler. Davon sind zu einem praktischen Beruf abgegangen zu Ostern 13, zu Michaelis 11 Schüler.

Abiturienten.

Die mündlichen Abiturientenprüfungen fanden unter dem Voritze des Geheimen Regierungsrats und Königlichen Provinzial-Schulrats Herrn Tschackert am 1. September und am 26. März unter dem Voritze des Unterzeichneten statt. Das Patronat war durch den Herrn Stadtschulrat Dr. Pfundtner vertreten. Es erhielten das Zeugnis der Reife:

Nummer	Fortlaufende Nummer	Name des Abiturienten	Stand und Wohnort des Vaters	Des Abiturienten			Künftiger Beruf.
				Alter	Konfession	Aufenthalt auf der Anstalt in Prima	

Zu Michaelis 1891:

1.	686.	Alfred Frühling	Schuhmachermeister in Breslau	19	evang.	9 1/2	2	Technik.
2.	687.	Oskar Kufahl	Hausbesitzer in Breslau	19 1/3	kath.	9 1/2	2	desgl.
3.	688.	Kurt Langner	Materialienverwalter in Breslau	19 1/3	evang.	9 1/2	2	Studium der neueren Sprachen.
4.	689.	Wolfgang Richter	Medizinalrat Prof. Dr. in Breslau	19 1/4	=	5 1/2	2	Militär.
5.	690.	Karl Saemann	Brauermeister, verst. in Alt-Kaudten, Kreis Steinau	21 1/2	=	6 1/2	2	Steuerfach.
6.	691.	Wilhelm Teichmann	Kaufmann, verst. in Wüstewaltersdorf	19 1/4	=	9	2	Studium der Naturwissenschaften.

Zu Ostern 1892:

7.	692.	Georg Hoppe	Zimmermeister in Konstadt O/S.	22 1/4	evang.	12	2 1/2	Baufach.
8.	693.	Siegfried Tschierschky	Kaufmann in Breslau	19 1/4	=	7	2	Militär.

Kufahl, Langner, Richter und Teichmann wurden von der mündlichen Prüfung dispensiert.

V. Sammlungen von Lehrmitteln.

Vermehrung der Lehrerbibliothek. Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. — Verhandlungen der Direktorenversammlungen 39. — 150 Jahre Schlesiſche Zeitung. Ein Beitrag zur vaterländischen Kulturgeschichte. (Geschenk der Verlagsbuchhandlung W. G. Korn.) — Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen. Ordnung der Reifeprüfungen. — Zeitschrift für das Gymnasialwesen. — 68. Jahresbericht der Schlesiſchen Gesellschaft und Ergänzungsheft. (Geschenk.) — Pädagogisches Archiv. — Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung. — Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. — Rethwisch, Jahresberichte.

Grimm, Wörterbuch VIII. 4—7., IV. 8., XI. 3., XII. 4. — Herder, ed. Suphan 5. 8. — Lessing, ed. Muncker 7. — Schmidt, Lessing II. 2. — Zeitschrift für den deutschen Unterricht. — Goethe, 4. 9. 29. 46.

Strack, Baudenkmäler des alten Rom. — Moltke, Gesammelte Schriften, 2. 3. 4. — Nippold, Erinnerungen aus dem Leben des Feldmarschalls von Boyen. — Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 90. 91. — Sybel, Zeitschrift 66. 67. — Hottenroth, Trachten 20. — Politische Correspondenz Friedrichs d. Gr. 18. 2. — Lutsch, Kunstdenkmäler II. 2—4., III. 1—4. — Eberstein, Kriegsthaten des Feldmarschalls v. Eberstein. (Gesch. d. Verf.) — Petermann, Mitteilungen. — Stieler, Atlas 28—32.

Poste, Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht. — Praktische Physik.

Der Katalog der Lehrerbibliothek weist 3752 Nummern auf.

Vermehrung der Schülerbibliothek. I. und IIa. Holtei, Christian Lammfell. Schlesische Gedichte. — Geistesbeck, Der Weltverkehr. — Rindfleisch, Feldbriefe. — Grillparzer, Werke. — Zmelmann, Deutsche Dichtung im Liede. — Hebbel, Nibelungen. — Sang und Klang. Ein Hausschatz deutscher Lyrik. — Vaterlandslieder. — Jonas, Musterstücke deutscher Prosa. — Lüders, Ein Soldatenleben. — Mörike, Gedichte. — Redwitz, Hans Wartenberg. — Hermann Stark. — Cohn, Die Pflanze.

IIb. Gerstäcker, 5 Bde. — Lindemann und Finsch, Die zweite deutsche Nordpolfahrt. — Das Neue Universum. — Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow. — Brand, Heinrich von Brabant. In Lehnspflicht. Allzeit getreu. Gute Zeit im Lande. Vor der Fremdherrschaft.

III. Otto, Der große König. — Dorn, Eisenkönig. — Roth, Burggraf. — Becker, Harry Alone. — Werner, Buch von der deutschen Flotte. — Wörishöffer, Auf dem Kriegspfade. — Dunes Biffer. — Durch Urwald und Wüstenland. — Naturforscherschiff. — Tanera, Befreiungskriege. — Deutschlands Mißhandlung. — Niemann, Filibustierbuch. — Dorn, Bürgermeister von Lübeck. — Sonnenburg, Berthold der Getreue. — Schwebel, Markgraf Woldemar.

IV. Wörishöffer, Gerettet aus Sibirien. — Lohmeyer, Deutsche Jugend 7. 8. — Köhlers Jugendbibliothek 8 Bde. — Horn, Silberblide.

V. Niedners Jugendbibliothek 5 Bde. — Geibels Jugendbibliothek 5 Bde. — Köhlers Jugendbibliothek 20 Bde. — Hoffmann, Jugendfreund 45. 46.

VI. Köhlers Jugendbibliothek 15 Bde. — Kriebitsch, Für freie Stunden. — Hoffmann, Wassernixe. Henteldufaten. Du sollst nicht stehlen. — Schmidt, Köhler und Prinzen. — Fogowiz, Onkel Toms Hütte. — Masius, Beckers Erzählungen. — Werther, Volksmärchen. — Berger, 1001 Nacht.

Angekauft wurden für:

Das physikalische Kabinett: Eine Mondbahnscheibe, ein Gasometer, eine Gebläselampe, ein Gasteiler, zwei Linsen, ein Bunsenscher Apparat zur Umkehrung der Natriumflamme, zwei Papier-Elektroskope, ein Elektrometer, ein Chromsäure-Flaschenelement, vier Weidinger-Elemente, ein Umschalter, drei Hoffmannsche Zersezungsröhren, ein Telephon mit Glashülse.

Das zoologische Kabinett: Präparat des Magens von Bos taurus, Präparat der Entwicklungsstadien von Cetonia aurata.

VI. Stiftungen und Unterstützungen von Schülern.

Die Anstalt besitzt folgende Stiftungen:

1. Das Gustav Friedeberg'sche Legat im Zinsbetrage von 10,50 Mark, welches am Geburtstage des Stifters, 10. März, einem armen und fleißigen Schüler, abwechselnd einem jüdischen und einem christlichen, durch den Direktor unter Nennung des Verstorbenen einzuhandigen ist.
2. Das Kommerzienrath Ernst Heimann'sche Legat im jährlichen Zinsbetrage von 35,07 Mark für einen durch Fleiß und gute Führung ausgezeichneten Abiturienten, welcher hierfür am Schluß des Schuljahres eine Rede in deutscher Sprache zu halten hat.
3. Die Direktor Dr. C. A. Klettsche Prämienstiftung (jährlicher Zinsbetrag 125,50 Mark) zur Erinnerung an die Friedensfeier am 11. November 1866. Die Prämien sind statutenmäßig zu verteilen an 5 Schüler der oberen Klassen am Tage der genannten Friedensfeier oder an einem andern für Preußen besonders denkwürdigen Tage oder am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
4. Das Partikulier Johann Samuel Krause'sche Legat
 - a. zur Bestreitung des Schulgeldes und zur Anschaffung von Büchern u. für einen fleißigen und armen Schüler (jährliche Zinsen 103,13 Mark),
 - b. zur Belohnung des Fleißes und zur ferneren Aufmunterung desjenigen Schülers der ersten Klasse, welcher die bei der alljährlich stattfindenden Prüfung zu haltende Gedächtnisrede verfaßt und gehalten hat (103,12 Mark).

5. Ein Legat-Prämienfonds auf Bücher für arme und fleißige Schüler (jährliche Zinsen 114,01 Mark).
6. Die Promnische Stipendienstiftung. Es hat nämlich Frau Maria Louise, verw. Promniß, geb. Roland, hiersebst, im Andenken an ihren im Jahre 1884 verstorbenen Sohn, Herrn Kaufmann Johannes Promniß, ehemaligen Schüler und jahrelangen Kurator des Realgymnasiums am Zwinger, ein Legat von 3000 Mark mit der Bestimmung gestiftet, daß die Zinsen desselben ohne Unterschied der Religion einem unbemittelten Abiturienten der Anstalt, welcher die Universität oder eine technische Hochschule besucht, während seiner Studienzeit als Stipendium verliehen werden. Die Wahl des Stipendiaten steht dem Direktor in Gemeinschaft mit den Lehrern der Oberprima zu. Die Verleihung des Stipendiums erfolgt indes immer nur auf ein Jahr. Nach Ablauf eines jeden Jahres muß der Stipendiat, wenn er dasselbe weiter genießen will, sich darum bewerben. Die zuständigen Verleiher haben alsdann aufs neue dessen Würdigkeit und Bedürftigkeit zu prüfen und darüber zu beschließen, ob ihm das Stipendium auf ein ferneres Jahr bewilligt werden soll.
7. Die Jubiläumsstiftung vom 15. Oktober 1886, von früheren Schülern der Anstalt gegründet, gegenwärtig im Betrage von über 14 500 Mark, wovon 12 000 Mark hypothekarisch zu 4 $\frac{1}{4}$ pCt. und 2000 Mark zu 3 $\frac{1}{2}$ pCt. in preuß. konsol. Anleihe angelegt sind. — „Der Zweck der Stiftung ist die Förderung der Interessen jeweiliger Schüler, sowie auch ehemaliger Lehrer des Realgymnasiums am Zwinger und Angehöriger dieser letztgenannten Personen.“ Die Stiftung wird von einem Kuratorium verwaltet, welches aus dem jedesmaligen Direktor als Vorsitzenden und den beiden ersten Oberlehrern der Anstalt besteht. Das Kuratorium bestimmt über die Verwendung der Zinsen des Stiftungskapitals zu den Stiftungszwecken nach seinem freien Ermessen. Der jedesmalige Vorsitzende des Kuratoriums ist jedoch befugt, Beträge bis zur Höhe von 20 Mark ohne Anhörung der übrigen Mitglieder des Kuratoriums zu Stiftungszwecken zu verwenden. Die nicht zur Verwendung kommenden Zinsen sind am Schlusse des Rechnungsjahres zu kapitalisieren. — Mit herzlichem Danke sei hier erwähnt, daß zu Ostern 1891 von Herrn Fabrikbesitzer Rosenberger in Langenbielau beim Abgang seines Sohnes 500 Mark und zu Michaelis 1891 von den Abiturienten 50 Mark der Stiftung zugewendet worden sind.

VII. Mitteilungen an die Schüler und deren Eltern.

Der Schulschluß erfolgt am Sonnabend, den 9. April, um 12 Uhr.

Zeichnungen der Schüler werden am Sonntag, 10. April, von 10 bis 4 Uhr in den Zeichensälen ausgestellt sein.

Die Aufnahmeprüfung, zu welcher ein Abgangszeugnis von der früheren Anstalt mitzubringen ist, findet Sonnabend, 23. April, morgens 8 Uhr statt.

Beginn des neuen Schuljahres Dienstag, 26. April, um 7 Uhr.

Dr. Meffert,
Direktor.